

Leben im Rhythmus der Hütte

Geschlechterbeziehungen in Stahlarbeitergemeinden des Ruhrgebiets und Pennsylvanias, 1890-1920

I. Arbeitergeschichte und die Kategorie „Geschlecht“

Arbeitergeschichtsschreibung und Geschlechtergeschichte haben bislang keine sonderlich partnerschaftliche Beziehung gepflegt. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Unter ihnen lassen sich auch konzeptionelle Blockaden ausmachen, die es zu überwinden gilt, wenn aus disziplinärer Abschottung produktiver Dialog und aus „Schubladengeschichte“ integrative Gesellschaftsgeschichte werden soll. Auf seiten der Arbeitergeschichte hat die strukturalistische Fassung ihres gegenwärtig einflußreichsten Integrations- und Erklärungsmodells: der Theorie der „Klassenbildung“, eine zwar nicht thematische, so doch konzeptionelle Ausgrenzung der Kategorie „Geschlecht“ begünstigt. Denn das „Klassenbildungs“-Modell geht von einer (wenn auch nicht linear) fortschreitenden Entwicklung der ökonomischen Stufe der Klassenformierung über die Stufe ihrer sozialen und soziokulturellen Konstituierung bis zur Stufe der ideologischen Vereinheitlichung und Organisation der Klasse als handlungsfähiges Kollektivsubjekt aus. Sozialstrukturelle wie kulturell-mentale Homogenisierungsprozesse werden als entscheidende Triebfedern der Klassenkonstituierung unterstellt und „Klasse“ und „Geschlecht“ im Grunde als gegensätzliche Begriffe behandelt; als „*konkurrierende* Strukturen“, deren relative Dominanz jeweils, wie in einem Nullsummenspiel, die Schwächung der anderen voraussetzt. Ein Zuwachs an „Klassenbildung“ hängt gemäß dieser konzeptionellen Vorentscheidung davon ab, daß „berufliche, ethnische, konfessionelle, nationale und andere nicht-klassenmäßige Trennungslinien bzw. Zugehörigkeiten“ und eben auch „die Unterscheidung zwischen Männern und Frauen“ an sozialer Prägekraft einbüßen, während der Klassengegensatz und die Erfahrungen, die die historischen Subjekte mit ihm machen, quasi in um so „reinerer“ Form hervortreten.¹

Nicht nur aus dem Blickwinkel der Geschlechtergeschichte ist diese einflußreiche Konstruktion in die Kritik geraten: Seit einigen Jahren haben Kritiker gewichtige sozial- und klassentheoretische Vorbehalte formuliert und gerade auch anhand empirischer arbeiterhistorischer Branchenstudien die Konkurrenz- und die Homogenisierungsannahme, die dem Modell erst Kohärenz verleihen, widerlegt. Sie konnten zeigen, daß es gerade spezifische Milieu- und Beziehungs-

¹ Jürgen Kocka: Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875, Berlin 1983, S. 29 (Hervorh. im Orig.); vgl. auch: Ira Katznelson: Working-Class Formation: Constructing Cases and Comparisons, in: ders./Aristide R. Zolberg (Hg.): Working-Class Formation: Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States, Princeton 1986, S. 3-41.

muster waren, die Arbeitergruppen verschiedener Branchen- und Regionenzugehörigkeit zu handlungsfähigen Aktionseinheiten zusammenschweißten. Ebenso wurde evident, daß Organisation einen komplexen sozialen Prozeß mit eigener Wertigkeit darstellt, der sich der eingefahrenen Auffassung, nur Bewußtseinsreflex zu sein, völlig entzieht. Konfiguration statt Konkurrenz sowie Integration und Mobilisierung durch Organisation statt Homogenisierung bilden die Grundlage kollektiver Aktion und ihrer Institutionalisierungsformen auf der Basis der Klassenstruktur industrialisierender und industrieller Gesellschaften.²

Die Geschlechtergeschichte hat in zentraler Weise und höchst eigenständig dazu beigetragen, die vermeintliche Geltungsgewißheit des „working-class formation paradigm“ in ihren Grundfesten zu erschüttern. Selbst die bislang nicht allzu zahlreichen Studien zur Arbeiterfamilie, die die Geschlechterbeziehung auch in dessen Rahmen zumindest thematisieren, so wurde zurecht argumentiert, leisteten eher Addition als Integration. Sie reproduzierten darüber hinaus mit der historiographischen „Internierung“ der Arbeiterfrau im häuslichen (Nicht-Erwerbsarbeits-)Bereich eine mit der Polarisierung der Geschlechterpositionen einhergehende Trennung sozialer Sphären, die selbst eigentlich historisch erklärungsbedürftig ist. Deren konzeptionelle Affirmation verdeckt überdies das Problem des „gendering“ von Arbeitsbeziehungen im Betrieb und von sozialen Beziehungen in Organisationen. Geradezu exemplarisch wird am Problem der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Industriebetrieben deutlich, daß die Plausibilität des „Klassenbildungs“-Modells empfindlich darunter leiden muß, wenn es etwa unterstellt, die Textilarbeiterin um 1880 z. B. streife ihre Weiblichkeit mit Betreten des Betriebes ab, ihr (in der Regel) männlicher Werkmeister unterscheidet trennscharf zwischen geschlechtsneutraler betrieblicher Herrschaftsausübung und geschlechtsspezifischer Diskriminierung, oder die Entscheidung einer Arbeiterin zum Gewerkschaftsbeitritt impliziere eine Entscheidung *gegen* ihre weibliche Identität.³ Jedoch hat sich umgekehrt Geschlechtergeschichte eher auf eloquente bürgerliche Sozialgruppen und auf den Diskurs konzentriert, in dessen Rahmen „Geschlechtscharaktere“ als polarisierte Identitäten konstruiert und reproduziert wurden. Ohne Zweifel hat die Theorie der „Industriegesellschaft“

² Vgl. den Überblick über die Diskussion, die Kritik und die theoretischen Gegenvorschläge bei: Thomas Welskopp: Ein modernes Klassenkonzept für die vergleichende Geschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften. Kritische Skizzen und theoretische Überlegungen, in: Karl Lauschke/Thomas Welskopp (Hg.): Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstruktur in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts, Essen 1994, S. 48-106; als empirische Analyse der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie: Thomas Welskopp: Arbeit und Macht im Hüttenwerk. Arbeits- und industrielle Beziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie von den 1860er bis zu den 1930er Jahren, Bonn 1994.

³ Vgl. die detaillierte Kritik bei: Kathleen Canning: Gender and the Politics of Class Formation: Rethinking German Labor History, in: American Historical Review 97 (1992), S. 736-68; dies.: Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Hanna Schissler (Hg.): Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/M. 1993, S. 139-63; Margaret R. Somers: Workers of the World, Compare! In: Contemporary Sociology 18 (1989), S. 325-329.

als „Bürgergesellschaft“ von dem Befund profitiert, daß die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ dazu diente, die „Familie“ als die vermeintlich einzige „ursprüngliche“ „Gemeinschaftsform“ in der durchgreifend „vergesellschafteten“ Gesellschaft gegen den Universalisierungs- und Individualisierungsanspruch der „Bürgergesellschaft“ zu verteidigen, indem man der Frau die alleinige Verantwortlichkeit für ihren Zusammenhalt zuwies, somit „Frau“ aus der „Familie“ und „Familie“ aus der „Frau“ ableitete und die Komplementarität der polarisierten Geschlechtscharaktere in der Familie zunehmend biologistisch begründete.⁴ Mit der gerechtfertigten Betonung der „Innengeleitetheit“ dieses Prozesses aber ist die Geschlechtergeschichte in die Gefahr geraten, sich in der Diskursdimension einzukapseln und die Barrieren gegenüber einer Arbeitergeschichte ihrerseits zu erhöhen, die Klassenrhetorik zwar als hauptsächlich „männliches Konstrukt“ anzuerkennen vermag, jedoch weder die soziale Realität der Klassenbeziehung verleugnen noch die Kategorie der Klasse vorsehnell aufgeben kann.⁵

Systematische Verknüpfungsversuche zwischen den Kategorien „Geschlecht“ und „Klasse“ können sich durchaus auf eine längere, vor allem britische Forschungstradition stützen. Sie sind – auch in neueren deutschen Ansätzen – nach wie vor eher in der modernen Geschlechtergeschichte angesiedelt denn in der Sozial- und Kulturgeschichte der Arbeiterschaft.⁶ Auch hier aber ist die Forderung zu vermeiden, anstelle „Familie“ – wie konventionell⁷ – nun „Geschlecht“ mit „Frau“ und „Weiblichkeit“ zu identifizieren, und statt dessen das „gendering“ *jeder* sozialen Position, d. h. auch der „Männerwelten“, zu untersuchen, erst ansatzweise aufgegriffen worden. Erst ein *relationaler* Blick auf die Geschlechterdimension sozialer Beziehungen jedoch, so hat Ute Frevert zurecht formuliert, macht die Kategorie „Geschlecht“ zu einem integralen Analyseinstrument moderner Gesellschaftsgeschichte und überwindet umgekehrt die Isolation, in die sich gewichtige Strömungen der Geschlechtergeschichte in ihrer Konzentration auf „Frauenwelten“ begeben haben. Eine solche Perspektiverweiterung impliziert *für die Arbeitergeschichte* ebenfalls einen Öffnungsprozeß mit weitreichenden Konsequenzen – nicht nur inhaltlicher, sondern auch methodi-

⁴ Karin Hausen: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1976, S. 363-393.

⁵ Dies ist mein Argument gegen Joan Scotts Vorschlag, Geschlechtergeschichte ganz nach dem dekonstruktivistischen „linguistic turn“ neu zu modellieren: Vgl. Joan W. Scott: Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review 91 (1986), S. 1053-1075. Dagegen trifft sich die neuere Klassentheorie und mikrotheoretisch erweiterte Sozialgeschichte mit der neueren Geschlechtergeschichte im gemeinsamen Interesse an der Analyse sozialer Beziehungen.

⁶ Vgl. die Beiträge in: Logie Barrow u. a. (Hg.): Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte, Münster 1991; vgl. auch: Karin Hausen (Hg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen, Göttingen 1993.

⁷ So lautet auch der nicht zu Unrecht erhobene Vorwurf an die ansonsten vorzügliche Studie Elizabeth Cohens über die Chicagoer Arbeiterschaft im Vorfeld und zur Zeit des New Deal: Elizabeth Cohen: Making a New Deal. Industrial Workers in Chicago, 1919-1939, Cambridge 1990.

scher Natur, dem sie sich traditionell durch eine strukturalistische Begriffsbildung entzogen hat, die auch in anderen Hinsichten den Anforderungen einer fortgeschrittenen Sozial- und Gesellschaftstheorie nicht mehr genügt.⁸

In der neueren theoretischen Debatte zeichnet sich dagegen ab, daß eine umfassende Rekonzeptionalisierung des „Klassen“-Modells, welche die Klassentheorie beziehungs- und mikroanalytisch erweitert, eine aussichtsreiche kategoriale Plattform bereitstellen kann, um die wechselseitige „Anschlußfähigkeit“ von Arbeiter- und Geschlechtergeschichte zu restituieren. Darüber hinaus kann sie dazu beitragen, beide Bereiche in eine synthetisierende vergleichende Gesellschaftsgeschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften zu integrieren. Neuere Ansätze in beiden Feldern teilen immerhin eine konsequente Ausrichtung auf die *sozialen Beziehungen* innerhalb und zwischen sozialen Gruppen; sie nehmen die Beobachtung produktiv auf, daß wir es mit der Arbeiterschaft wie mit anderen gesellschaftlichen Einheiten als *strukturierten Gruppen* zu tun haben und nicht als sozialstatistischen Aggregaten. So wird es möglich, die *Konfigurationen* zu beschreiben und zu erklären, in denen sich Arbeits- und industrielle Beziehungen, Geschlechter-, ethnische und konfessionelle Beziehungen überlagern und zu Produktions- und Sozialmilieus verdichten, welche in ihrer *Spezifik* konkrete Interaktion prägen, ohne dabei jedoch aus den Augen zu verlieren, daß sie Typen von Ausprägungen sind, in denen sich „Klasse“ immer nur manifestiert, und Kontexte darstellen, die „Geschlechterbeziehungen“ erst mit historisch-konkreten „Inhalten“ aufladen. Die empirische Vielgestaltigkeit von sozialen Beziehungen bei struktureller Identität wird typologisch erfaßbar, wenn jedes der drei Handlungsfelder, die die moderne Gesellschaft konstituieren: der *Betrieb*, die *außerbetriebliche (private) Lebenswelt* und die *organisatorisch-politische Sphäre*, als konkretes Beziehungsnetzwerk zwischen handlungsfähigen Subjekten konzeptionalisiert wird und die Wechselbeziehungen *zwischen* den Handlungsfeldern systematisch und im Formenreichtum ihrer Muster in Zeit und Raum rekonstruiert werden.⁹ Das bedeutet für die Arbeitergeschichte, die Kategorie des „Geschlechts“ nicht nur dort konstitutiv in die Analyse einzubeziehen, wo Akteure beiderlei Geschlechts aufeinandertreffen, sondern z. B. auch rein „männlich“ besetzte Räume als Resultate des „gendering“ sozialer Beziehungen zu betrachten.¹⁰ Und es bedeutet für die Geschlechtergeschichte, und zwar nicht nur insoweit sie die Arbeiterschaft in den Blick nimmt, einen typologischen Begriff von „Geschlechterbeziehungen“ und „-identitäten“ zu entwickeln und stärker als zuvor

⁸ Vgl. Ute Frevert: Klasse und Geschlecht – ein deutscher Sonderweg?, in: Barrow: Unterdrückung? S. 259-70; bes. S. 266 ff.

⁹ Vgl. den detaillierten Entwurf bei: Weiskopp, Klassenkonzept; ders.: Von der verhinderten Helden-geschichte des Proletariats zur vergleichenden Sozialgeschichte der Arbeiterschaft – Perspektiven der Arbeitergeschichtsschreibung in den 1990er Jahren, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, Heft 3 (1993), S. 34-53.

¹⁰ Vgl. als Anregung: Ute Frevert: Männergeschichte oder die Suche nach dem ‚ersten‘ Geschlecht, in: Manfred Hettling u. a. (Hg.): Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen, München 1991, S. 31-44.

die prekäre und veränderliche Balance zwischen der „Innen-“ und der „Außengeleitetheit“ bei der Konstruktion von Geschlechterbeziehungen zu thematisieren und zu konzeptionalisieren.¹¹

Die Potentiale eines solchen Ansatzes sollen am Fallbeispiel der Geschlechterbeziehungen in Stahlarbeitergemeinden des Ruhrgebiets und Pennsylvanias zwischen 1890 und 1920 ausgelotet werden. In den Produktions- und Sozialmilieus, die sich im sozialen Kontext der Eisen- und Stahlindustrie entwickelten und einander ablösten, entstand ein Extremtypus der Ausprägung von Geschlechterbeziehungen in der Arbeiterschaft, der die Form der „asymmetrischen Familie“ noch weitergehend annahm als sein strukturell verwandtes Pendant im deutschen und amerikanischen Steinkohlebergbau. Dieser Typus, gekennzeichnet durch eine extreme Polarisierung nicht nur der „Geschlechtscharaktere“, sondern auch der Geschlechterpositionen, durch eine vollständige Separierung einer Sphäre männlicher betriebsgebundener Produktionsarbeit von einer Sphäre weiblicher haushaltsgebundener Reproduktionsarbeit, läßt das hier *komplementäre* Wechselspiel zwischen innerer und äußerer Konstruktion von „Geschlecht“ deutlich erkennen. Er repräsentiert die uneingeschränkte Dominanz der Industrie und des Betriebs über die außerbetrieblichen Handlungsfelder der privaten Lebenswelt und der organisatorisch-politischen Sphäre. Diese Dominanz, so zeigt der internationale Vergleich, prägte die Geschlechterbeziehungen in den Stahlarbeitergemeinden in frappierender Einheitlichkeit nicht nur über die unterschiedlichen soziokulturellen und politischen Rahmenbedingungen beider Gesellschaften, sondern auch über die enorme Bandbreite ethnischer Differenzierungen hinweg, die im Untersuchungszeitraum die Einwohnerschaft der schwerindustriellen Gemeinden sowohl im Ruhrgebiet als auch in Pennsylvania kennzeichneten. Und obwohl sich die Produktionsmilieus, die sozialen Produktionsbeziehungen in der Industrie beiderseits des Atlantik, in diesem Zeitraum zweimal grundlegend wandelten – von den Arbeits- und industriellen Beziehungen des „Team“-Systems, die von den hochqualifizierten, selbstbewußten und kampfkraftigen Arbeitergruppen des Schmiedeeisenzeitalters geprägt waren, über jene des despotischen „Drive“-Systems mit seinen Kolonnen, seinem Klima rücksichtsloser Antreiberei und kolossaler physischer Verausgabung bei weitgehender kollektiver Ohnmacht der Arbeiterschaft zur Ära des „Crew“-Systems mit der „Rückkehr der Qualifizierten“ in die Betriebe und der Entstehung neuer, basissyndikalistischer Solidarisierungs-, Kampf- und Organisationsformen¹² –, blieben die Geschlech-

¹¹ Dies ist – neben anderem – Cannings Argument gegen die Vereinnahmung von Geschlechtergeschichte durch den diskursfixierten „linguistic turn“: vgl. Canning, Gender, S. 736 ff.

¹² Vgl. die detaillierte Analyse in: Welskopp, Arbeit; ders.: Arbeit und Zusammenarbeit im Hüttenwerk. Deutsche und amerikanische Beispiele, 1860-1930, in: Ottfried Dascher/Christian Kleinschmidt (Hg.): Die Eisen- und Stahlindustrie im Dortmunder Raum. Wirtschaftliche Entwicklung, soziale Strukturen und technologischer Wandel im 19. und 20. Jahrhundert, Dortmund 1992, S. 149-79; ders.: Kooperationsformen und Machtbeziehungen im Industriebetrieb: Die deutsche und die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie in der Zwischenkriegszeit, in: Klaus Tenfelde (Hg.): Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 142-92.

terbeziehungen in den schwerindustriellen Regionen von einem auch nur annähernd ähnlich tiefgreifenden Wandel ausgenommen. Auch das weist auf das komplexe Verhältnis zwischen der „inneren“ und der „äußeren“ Konstruktion von „Geschlecht“ in der Arbeiterschaft hin, und es erlaubt, die Tatsache zu erklären, daß die Stahlarbeiter ungeachtet ihrer betrieblichen Militanz, gewerkschaftlichen Organisationsbereitschaft und – zuweilen – politischen Radikalität auf beiden Seiten des Atlantik als ausgesprochen konservativer Arbeitertypus galten – und im Grunde noch heute gelten.

II. Die Stahlindustrie als Männerindustrie

Eindeutiger noch als der Bergbau, der in den meisten europäischen und nordamerikanischen Kohleregionen eine männliche Domäne war, in einigen, vor allem feudal vorgeprägten Gebieten aber auch lange Zeit von „Produktionsfamilien“ getragen wurde, entstand und entwickelte sich die Eisen- und Stahlindustrie als eine reine Männerindustrie. Selbst in den Mobilisierungsphasen der Weltkriege drangen Frauen bis auf wenige Ausnahmen nicht in die eigentlichen Hüttenbereiche der Hochofenanlagen, Stahl- und Walzwerke vor, und die Schwerindustrie drängte nach Überwindung dieser Ausnahmesituationen ihre weiblichen Arbeitskräfte jeweils umgehend und energisch wieder aus den Belegschaften hinaus. Aber nicht nur die Industrie selber verschloß sich den Arbeiterfrauen als potentieller Arbeitsmarkt; die Tendenz der Schwerindustrie, lokale bzw. regionale Arbeitsmärkte zu monopolisieren, ihre Standorte in einem semiurbanen Umfeld zu wählen und, bei starkem quantitativen Wachstum, eine volle Urbanisierung, verbunden mit einer Diversifizierung der gewerblichen Struktur, entscheidend zu hemmen, begünstigte die Herausbildung schwerindustrieller Monostrukturen und retardierte eine gleichgewichtige Expansion anderer Industrien und eines entsprechend ausdifferenzierten Dienstleistungssektors. Die Städte des westlichen Ruhrgebiets um 1913 z. B. wiesen einen Beschäftigtenanteil in den „männlichen“ Montansektoren von 80-90 v. H. aller Erwerbstätigen auf. Dagegen absorbierten die Nahrungs- und Bekleidungsbetriebe nur vier bis sechs v. H. aller Arbeitskräfte, und die geringen durchschnittlichen Betriebsgrößen von drei bis vier Beschäftigten in diesem Bereich deuten auf ihren vorherrschenden Charakter als reine Familienbetriebe hin.¹³ In Hamborn, einem schwerindustriellen Standort des Ruhrgebiets *par excellence*, dessen Bevölkerung von 1900 = 29 000 sprunghaft auf 1911 = 101 599 Einwohner anwuchs, kamen 1900 97 und 1911 immerhin noch 61 Ansässige auf einen Dienstleistungs- und Versorgungsbetrieb jeglicher Art. Diese für andere städtische Agglomerationen extrem ungünstige Relation verschob sich im Bereich der Grundversorgung noch weiter ins Negative: 1900 versorgte ein Gasthaus durchschnittlich 518, 1911 861 Einwohner; eine Bäckerei hatte 1900 im Durchschnitt 1 318, 1911 1 472 Kunden; 784 resp. 682 Einwohner

¹³ Wolfram Fischer: Herz des Reviers. 125 Jahre Wirtschaftsgeschichte des Industrie- und Handelskammerbezirks Essen – Mülheim – Oberhausen, Essen 1965, S. 304 f.

lebten im durchschnittlichen Einzugsbereich eines Kolonialwarenladens. Ein ähnlich krasses Mißverhältnis ist für die Stahlgemeinden Pennsylvanias nachzuweisen. Das gilt auch für den Raum Pittsburgh, der mit der traditionsreichen Stadt zwar ein entwickeltes Handels- und Gewerbezentrum besaß, in dem sich die Industrie jedoch entlang der Flüsse Allegheny, Monongahela und Ohio River ausbreitete und monostrukturierte, semiurbane Stahlstädte isoliert vom Zentrum schuf, mit dem sie nur durch eine Straßenbahnlinie verbunden waren, deren Benutzung für die Bevölkerung dieser Orte kostspielig und zeitaufwendig war.¹⁴ Die spezifische, deformierende Wirkung schwerindustrieller Agglomerationen auf den Urbanisierungsprozeß monopolisierte daher nicht nur den industriellen Arbeitsmarkt für Männer; sie schnitt die weit überwiegende Mehrheit der Arbeiterfrauen von jeder Möglichkeit ab, in anderen gewerblichen Bereichen Erwerbsarbeit zu finden. Von 90 untersuchten Stahlarbeiterfamilien in Homestead nahe Pittsburgh, die Margaret F. Byington 1907 befragte, gingen nur neun verheiratete Frauen einer eigenen Erwerbsarbeit nach, die, so kann man aus der geringen Einkommensquote schließen, die sie zum Familienbudget beisteuerten, in der Regel auch nur eine Teilzeit- bzw. Nebenbeschäftigung war.¹⁵ Da auch die Gruppe der unverheirateten Töchter und Zuwanderinnen eine gegenüber anderen Großstädten des 19. Jahrhunderts weit unterdurchschnittliche Erwerbsquote aufwies, ist es gerechtfertigt, wie Susan J. Kleinberg argumentiert hat, Eisen- und Stahlstädte auf den negativen Pol eines Kontinuums urbaner Frauenbeschäftigung zu setzen, dessen gegenüberliegenden Pol die Textilstädte jener Zeit einnahmen.¹⁶ Mangelnde Beschäftigungsmöglichkeiten drängten die jungen, unverheirateten Frauen mehrheitlich in Dienstmädchenpositionen oder, wie ihre wenigen verheirateten Kolleginnen, in haushaltsnahe Dienstleistungstätigkeiten als Wäscherinnen und Näherinnen. Auch dieser Arbeitsmarkt war jedoch eng, da die Zahl bürgerlicher Haushalte, die Dienstmädchen beschäftigten oder spezialisierte kommerzielle Dienstleistungen nachfragten, in schwerindustriellen Regionen notorisch begrenzt war und nur langsam wuchs. So blieben diese Regionen für ledige Zuwanderinnen wenig attraktiv, anders als Städte wie Boston, New York oder Berlin. Zuziehende unverheiratete Frauen waren zumeist Familientöchter oder von immigrierten Stahlarbeitern aus der Heimat nachgeholte Lebensgefährtinnen und Verlobte; beide Gruppen also mußte man als wahrscheinliche Heiratskandidatinnen ansprechen, die mit Beginn ihrer Ehe in der Regel dauerhaft aus dem Arbeitsmarkt ausschieden.¹⁷

¹⁴ Li Fischer-Eckert: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industriort Hamborn im Rheinland, Hagen 1913, S. 12 f.; Margaret F. Byington: *Homestead. The Households of a Mill Town*, New York 1911 (Nachdruck Pittsburgh 1974), S. 41; Susan J. Kleinberg: *The Shadow of the Mills. Working-Class Families in Pittsburgh, 1870-1907*, Pittsburgh 1989, S. 144 ff.

¹⁵ Byington, *Homestead*, S. 41.

¹⁶ Kleinberg, *Shadow*, S. 144; Gerhard A. Ritter/ Klaus Tenfelde: *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914*, Bonn 1992, S. 621.

¹⁷ Kleinberg, *Shadow*, S. 144; dies.: *Technology and Women's Work: The Lives of Working Class Women in Pittsburgh, 1870-1900*, in: *Labor History* 17 (1976), S. 71; Fischer-Eckert, *Lage*, S. 76.

Das Beispiel des Bergbaus zeigt, daß die ungeheuren physischen Anforderungen der Arbeit in Hüttenwerken und die vielfältigen Gefahren für Leben und Gesundheit, die mit ihr verbunden waren, den Charakter der Eisen- und Stahlindustrie als reine Männerindustrie zumindest nicht vollständig erklären. Vielmehr war es auch die virile Konstruktion der Stahlarbeiteridentität, gepaart mit der Perpetuierung von Geschlechter- und Familienstereotypen, welche – in einer unausgesprochenen Koalition antagonistischer Akteure von Arbeiterschaft und Management gleichermaßen geteilt – dazu beitrug, Frauen den Zugang zu dieser Industrie von Beginn an zu verwehren. Steigende physische Anforderungen und drastisch sich verschlechternde Arbeitsbedingungen schrieben dann diese geschlechtsspezifische Exklusivität auf Dauer fest. Die Eisen- und Stahlindustrie war eine Männerindustrie zu einem wesentlichen Teil auch deshalb, weil sie eine betont „männliche“ Branche war. Die hochqualifizierten Hochofenschmelzer, Puddler und Walzer in der Schmiedeeisenproduktion der 1850er bis 1880er Jahre formten ein betriebsnahes Netzwerk aus kampfkraftigen Solidarstrukturen aus, das sich aus einem ausgeprägten Berufsstolz, einem elaborierten Verhaltenskodex und einem dezidierten Interesse an der exklusiven Abschottung ihrer privilegierten Stellung in den Werken gegenüber der starken Minderheit der ungelerten Hilfs- und Transportarbeiterschaft bzw. den „neuen“ ethnischen Zuwanderergruppen speiste, die zunehmend in diese Ränge einströmten. Diese arbeitsplatznahen Beziehungsnetzwerke der „Teams“ bildeten die Basis für die Gründung elitärer und exklusiver Berufsgewerkschaften, die sich in den USA bis Anfang der 1890er Jahre als die stärksten zeitgenössischen Arbeiterorganisationen überhaupt behaupteten. Männerbündische und männerkultische Elemente bildeten feste Bestandteile der Interaktionsformen dieser Gruppen am Arbeitsplatz und in der Gewerkschafts„loge“, aber auch in den kulturellen und politischen Verkehrskreisen, die sich an diese beiden Handlungssphären anlagerten. Berufsstolz, Qualifikationsbewußtsein und die Heroisierung von Körperkraft, die bei der Arbeit an den Öfen und Walzgerüsten eine zentrale Rolle spielte und bei betriebsinternen Box- und Ringkämpfen regelrecht zelebriert wurde, bestimmten die Inhalte dieser „männlichen“ Berufskultur.¹⁸ Da man mit der kollektiven Selbststilisierung zum „good and honest workman“ auch den Anspruch verband, als respektabler, vollberechtigter „citizen“ gesellschaftliche Anerkennung zu finden, gingen diese Elemente darüber hinaus in die sozialen Formen des Umgangs miteinander und der Präsentation nach außen ein, wie sie sich im Rahmen der in den USA oft freimaurerisch überformten „Logen“, der Clubs, der „barbershop“-Gesangsgruppen, der Wettgemeinschaften und Vereine entwickelten. Hier blieben Frauen und Familien wie selbstverständlich außen vor; die Stiftungsfeste, Picknicks im Freien nach Paraden, die Bälle, Kirmessen sowie die von den Organisationen ausgerichteten Familienfeste und Begräbnisse von

¹⁸ Welskopp, Arbeit, Teil II; Francis G. Couvares: *The Remaking of Pittsburgh. Class and Culture in an Industrializing City 1877-1919*, Albany 1984; ders.: *The Triumph of Commerce: Class, Culture, and Mass Culture in Pittsburgh*, in: Michael H. Frisch/ Daniel Walkowitz (Hg.): *Working Class America: Essays on Labor, Community, and American Society*, Urbana, Ill., 1983, S. 123-152.

gestandenen Mitgliedern bildeten die wenigen Gelegenheiten, zu denen Familienangehörige in die Berufskultur der Eisenarbeiter einbezogen wurden. Die Respektabilität des „citizen ironworker“ beinhaltete daneben immer auch die Gleichsetzung des „good workman“ mit dem „good provider“ der Familie.¹⁹ Nicht nur das begrenzte Arbeitsmarktangebot, auch das Ideal der qualifizierten Eisenarbeiter – ungeachtet ihrer ethnischen Herkunft –, Respektabilität nicht zuletzt dadurch zu beweisen, daß „when a man gets good, honest wages he should be able to earn enough money not only to support himself, but also to support his wife and children and to educate his family“, d. h. als Familienernährer Ehefrauen und Töchter vom Arbeitsmarkt fernzuhalten, drückte die Frauenerwerbsquote zusätzlich.²⁰ Eine geringere Zahl von Ehefrauen ergänzte das Familieneinkommen durch außerhäusliche Erwerbsarbeit und eine größere Zahl von Töchtern blieb bis zu ihrer Heirat ausschließlich zu Hause – und zwar beiderseits des Atlantik –, als Arbeitsmarktstrukturen dies erzwingen. Die Töchter blieben ohne jede Ausbildung: selbst die Beschäftigung als Dienstmädchen, die eine Mehrzahl von ihnen annahm, war von vornherein als transitorische Phase im Lebenszyklus geplant und galt mit der Heirat als beendet.²¹

Diese Konstellationen veränderten sich mit der Durchsetzung der teilmechanisierten Flußstahlbetriebe seit den 1880er Jahren grundlegend; die entstehenden neuen Konfigurationen im Betrieb zementierten jedoch das etablierte Muster der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung an den Stahlstandorten des Ruhrgebiets und Pennsylvanias. Die Verallgemeinerung der Kolonnenarbeit, die direkte personale Kontrolle der Arbeitsverrichtung durch nicht manuell mitarbeitende Meister, die Degradierung der Qualifizierten durch ihre Einbindung in die Kolonnen, deren stetige Vergrößerung und ethnische Differenzierung infolge zunehmender physischer Belastungen und die Unterordnung der Stahlarbeiter unter die rüde Tyrannei eines rücksichtslosen Antreibesystems – all dies ließ den traditionellen Berufsstolz der Hüttenarbeiter erodieren; ihre Isolation in den Kolonnen, die „Sprachlosigkeit“ am Arbeitsplatz und das Auseinanderfallen der Gruppenstrukturen hielten sie ohnmächtig und wehrlos den Zumutungen des Arbeitsprozesses und ihrer Vorgesetzten ausgeliefert.²²

Der selbstbewußte Männlichkeitskult der Stahlarbeiter wurde mehr und mehr auf seine defensiven Elemente zurückgestutzt; er hielt sich in den Bestrebungen, durch betont „starkes“ Auftreten in der ansonsten bindungsarmen Kolonne, durch „starke“ Worte, Reste der persönlichen Würde, das „Gesicht“ zu bewahren: „Ihre Sprache ist ein Gulasch aus Blasphemie, Obszönität und Schmutz.“²³ Diese, durch Kasernenhofton, Beleidigungen, Antreiberei und auch physische Gewalt seitens der Vorgesetzten, erschütterte Manneswürde der Stahlarbeiter

¹⁹ Couvares, *Remaking*, S. 21-50; Byington, *Homestead*, S. 39.

²⁰ U.S. Senate, *Committee on Education and Labor: Report upon the Relations between Labor and Capital*, 5 Bde., Washington, D.C. 1885, Bd. 1, S. 1129.

²¹ Kleinberg, *Shadow*, S. 141 ff.; Fischer-Eckert, *Lage*, S. 76; Ritter/Tenfelde, *Arbeiter*, S. 621.

²² Welskopp, *Arbeit*, Kapitel III.3.

²³ C. Whiting Williams: *What's on the Worker's Mind*, New York 1920, S. 21.

wurde durch distanziertes Verhalten und gespielte Souveränität im Ertragen von Meisterwillkür vordergründig kompensiert; als Symptom ihrer faktischen Ohnmacht ist zu werten, daß sich die traditionelle ethnische Exklusivität dieser Arbeitergruppe nunmehr rassistisch radikalisierte und verstärkt gegen die südosteuropäischen Immigranten (in Pennsylvania) bzw. gegen die polnischsprachigen Zuwanderer (im Ruhrgebiet) richtete: Die Ausgrenzung der „hunkies“ bzw. der „Polacken“ ließ die ohnehin beträchtliche Fragmentierung der Belegschaften weiter eskalieren. Und die Belastungen, denen die Stahlarbeiter unter diesen Bedingungen in den Betrieben ausgesetzt waren, nahmen sie bei Schichtende quasi ungefiltert mit in die Welt jenseits der Werkstore. Die Stahlarbeiter hatten mit der Erosion ihrer Arbeitsgruppenstrukturen nicht zuletzt ihre Organisationsfähigkeit vollständig eingebüßt, was ihre Ohnmacht im Betrieb noch verstärkte. Minimale Mitgliederzahlen von Hüttenarbeitern in den Gewerkschaften und ihre weitgehende Streikabstinenz in beiden Ländern zwischen 1895 und 1910 sind Indizien dafür.²⁴ Auch die strukturellen Defizite und das mangelnde Engagement der etablierten Verbände trugen dazu bei, daß die Stahlarbeiter jener Periode außer Reichweite der Organisationen blieben. Deren Vertreter jedoch machten ausschließlich die Opfer der Entwicklung für dieses Phänomen verantwortlich. Und sie taten dies bezeichnenderweise, indem sie den Finger auf die Wunde des angekratzten „männlichen“ Stahlarbeiterstolzes legten: „In Oberhausen sind die Arbeiter noch zu weit zurück“, behauptete ein Gewerkschaftssekretär vor Arbeitern der *Gutehoffnungshütte* 1905. „Warum, weil sie zu feig sind. Einige verstecken sich hinter ihre Frauen, diese haben mir schon selbst gesagt, daß sie so feige Männer hätten.“²⁵

In dieser Zeit verlagerte sich auch, wie vor allem am amerikanischen Beispiel ablesbar ist, die Selbstzuschreibung von „Männlichkeit“ von der Qualifikations- und „citizen“-Ebene gänzlich auf die ethnische Dimension. „Männlich“ zu sein hatte für die Eisenarbeiter der „Teams“ die Verfügung über Qualifikation und solidarisches Einstehen füreinander bedeutet, stilisiert als Gegenwehr respektabler Produzenten und „Stützen der Republik“ gegen die drohende „Versklavung“ durch profitgierige Industrielle. Mit der Erosion der „Team“-Strukturen nun verschoben sich die Konstruktionsmechanismen: Als „Männer“ in der Stahlindustrie des Kolonnenzeitalters sahen sich die weißen, englischsprechenden Mitglieder des „old stock“ und der „alten“ Einwanderergruppen aus Westeuropa; ausgegrenzt wurden die „new immigrants“ aus Ost- und Südosteuropa, deren vermeintliche Genügsamkeit und Servilität gegenüber Vorgesetzten als ebenso „unmännlich“ wie „unamerikanisch“ galt. „Männlichkeit“ stieg von einer Waffe im Diskurs zwischen den Klassen zu einer Distanzierungskategorie zwischen Fraktionen der Arbeiterschaft ab. Umgekehrt etablierten die „new immigrants“ in den Werken ihren eigenen Anspruch auf Anerkennung, indem sie

²⁴ Welskopp, Arbeit, Kapitel III.6.

²⁵ Haniel-Archiv 300143/0: Öffentliche Arbeiterversammlungen (polizeiliche Protokolle) 1905/10 (CMV): Versammlung vom 19.7.1905, Bl. 9; 300140/4: Untersuchung über die Lage der Hüttenarbeiter 1906/08, Bl. 52.

ihre „Maskulinität“ betont von der angeblichen „Faulheit“ der schwarzen Arbeiter und der „Unehrllichkeit“ ihrer mexikanischen Kollegen abhoben, „die einem nicht gerade in die Augen sehen können.“²⁶

Im Zuge der Vollmechanisierung erhöhte sich seit etwa 1910 das Qualifikationsniveau in den Hüttenwerksbelegschaften entscheidend. Die Mehrzahl der ungelernten „Muskelarbeiter“, die das soziale Klima in den Kolonnen bestimmt hatten, wurde nun obsolet; kleine, autonome und flexibel kooperierende Anlagenbesetzungen, zusammengesetzt aus prozeßtechnisch versierten Maschinenbedienern, Kranfahrern und den traditionellen qualifizierten Spitzenleuten blieben zurück. Die erdrückende personale Kontrolle der Meister wich mit ihrer sozialen Integration in die „Crews“ der weit weniger extensiven indirekten Kontrolle des Arbeitsergebnisses. In diesem Umfeld entstanden solidarische Gruppenstrukturen aufs neue, tief verankert in den kooperativen arbeitspraktischen Routinebeziehungen der Fertigungsprozesse, und auch Formen des kollektiven Berufsstolzes und Qualifikationsbewußtseins lebten wieder auf. Diese betriebsbezogenen Gruppenstrukturen avancierten zu überaus schlagkräftigen Basiseinheiten kollektiven Belegschaftshandelns, die in den kommenden Jahrzehnten den Kampf der deutschen und amerikanischen Stahlarbeiter für betriebliche Mitbestimmung und industriegewerkschaftliche Organisation entscheidend prägen sollten. Ihre Formierung verband sich mit der Restituierung eines exklusiven Männlichkeitskultes, der neue Elemente, wie sie der Stolz auf die Fähigkeiten repräsentierte, kompetent mit hochkomplexen vollmechanisierten Anlagen umzugehen, mit den traditionellen Elementen des Stolzes auf Körperkraft und Unerschrockenheit im Umgang mit glühendem Stahl kombinierte, obwohl die physischen Belastungen mit der Vollmechanisierung eigentlich allmählich abzunehmen begannen.²⁷ Hüttenarbeiter beider Länder beschrieben ihren Beruf als „he-man’s game“, der „kein Job für Schwächlinge“ sei. „Anyway, ther’s something about makin’ steel that gets a-hold of you. Somethin’ about keepin’ the furnaces goin’, somethin’ about bein’ able to stand the heat and the noise, knowin’ that you’re holdin’ down a man-size job.“²⁸ Aus der rein heteronomen Betriebsbindung des Kolonnensystems durch Überwachung, Antreiberei, lange Arbeitszeiten und Sanktionen wurde eine autonome kollektive Betriebsbezogenheit, eine positive soziale Eingebundenheit in die exklusive Männergesellschaft auf den Hütten:

But I’ve talked about the old steel plants being almost like a social activity. The guy that worked there, the job was more or less like his life. You know, he’d go home and have a garden or he’d go home and have a hobby, something like that. But he really felt that when he worked in the mill, when he worked in the open hearth, that he was accomplishing something.²⁹

²⁶ Vgl. Welskopp, Arbeit, Teil III.

²⁷ Ebd., Teil IV.

²⁸ J.M. Saunders: It ain’t no Job for Lily-Fingers, in: American Magazine 101 (1926), S. 26-29 u. S. 125-129, hier: S. 126.

²⁹ Historical Collection and Labor Archives (HCLA) Pennsylvania State University, United Steelworkers of America Oral History Project, Interview mit Don Dalena, Editor, Fairless Union News, Local # 4889, 1973, Bl. 28; vgl. Charles R. Walker: Toward the Automatic Factory. A Case Study of Men and Machines, New Haven 1957, S. 29-38.

Der eigenen, symbolisch überhöhten Körperlichkeit, Leistungskraft und Souveränität im Umgang mit Anlagen und Schmelzmaterialien setzte man weibliche Eigenschaften entgegen, die man den naturgewaltigen, kontrollierten, aber trotzdem nicht immer voll vorkalkulierbaren Prozessen in den gigantischen Öfen und Anlagen zuschrieb:

'We always refer to a blast furnace as a 'she'', explained one of the employees. 'because the furnace is like an unpredictable prima-donna. [...] Just like a woman, always changing its mind'.⁴⁰

Es überrascht nicht, daß man demgegenüber die zunehmend kraftvoll konstruierten und exakt steuerbaren Hilfseinrichtungen und Transportanlagen mit männlichen Attributen versah: Die Kräne und Chargiereinrichtungen, Ausziehmechanismen und Verschiebelineale symbolisierten eine gesteigerte Kontrolle über die „weibliche Natur“ der Schmelz- und Verformungsprozesse und an vielen Stellen auch die neugewonnene Fähigkeit zum unerschrockenen *Eindringen* in die Glut der Aggregate:

Bei einigen Werken besteht die Einrichtung, die Krane der leichteren Verständigung halber mit männlichen Vornamen zu benennen. Beispielsweise arbeiten auf obigem Bilde [das die Krananlage eines Martinstahlwerks zeigt – T.W.] Otto, Fritz und Peter zusammen.⁴¹

Man darf die Befunde sicherlich nicht überinterpretieren. Aber es scheint in einer Reihe von Berichten und Episoden doch vielfach in Umrissen ein Bild imaginerter Weiblichkeit und Männlichkeit auf, dessen Tradierung auch unter veränderten Arbeitsbedingungen die Kontinuitäten des maskulinen Charakters von Hüttenwerksarbeit und der Problematik der Geschlechterbeziehungen auch jenseits der Werkstore ein ganzes Stück weit miterklärt. Stahlarbeiteridentität war arbeits- und betriebsbezogen. Die Selbstgewißheit und Verhaltenssicherheit, die man aus der Mitgliedschaft in der Arbeitsgruppe schöpfte und vor der Kulisse der männlichen „peers“ genoß, ließ sich eben nicht umstandslos in den außerbetrieblichen Bereich übertragen. So sehr der geschlechtssegregierte Charakter der Betriebe zur Grundlage einer Männlichkeitskonstruktion wurde, die der Stahlarbeiteridentität erst Stabilität verlieh, so deutlich litt diese in den „realen“ Kontaktzonen der Geschlechter unter Ungewißheit und Unsicherheit. Autoritäres Kontrollbedürfnis, „maskuline“ Distanzierung von „Frauenräumen“ und Rückzug in die erneut geschlechtssegregierten Zufluchtssphären der Klubs und Kneipen bildeten bezeichnenderweise die Reaktionsformen auf die Konfrontation mit „realer“ Weiblichkeit.

So kann es nicht verwundern, daß in der Männergesellschaft der Hüttenbesetzungen „reale“ Frauen keinen Platz fanden. Lange Jahrzehnte standen Hüttenarbeiter selbst offiziellen Besuchen von Delegationen mit weiblicher Beteiligung unverhohlen ablehnend gegenüber, da jeder gestandene Stahlarbeiter angeblich

⁴⁰ HCLA Pennsylvania State University, Harold J. Ruttenberg Collection, Box 5, File 2: 'Susie' the Heart of Steel Industry, Bl. 5. Vgl. die vielen anschaulichen Beispiele in dem atmosphärisch außerordentlich authentischen Roman: Marcia Davenport: *The Valley of Decisions. A Novel of Steel*. Pittsburgh 1989 (zuerst 1942); vgl. z.B. S. 70 f.

⁴¹ Deutsche Maschinenfabrik A.G.: *Das Stahlwerk*, Duisburg o. J. (1914), S. 67.

wisse, daß Frauen auf der Hütte „nur Unglück brächten.“ Wie im Schmiedeeisenzeitalter, so transportierten auch die Stahlarbeiter dieser fortgeschrittenen Entwicklungsperiode ihre sozialen Verkehrsformen in die Organisationen und segregierten auf diese Weise auch ihren Politik- und Geselligkeitsbereich strikt geschlechtsspezifisch. Nicht zuletzt erfuhr der Topos von der Respektabilität als Familienernährer eine Renaissance; die patriarchalische Familienstruktur in der Stahlarbeiterschaft konnte so langfristig – und erneut ideologisch untermauert – konserviert werden. Diese Ambivalenz der Stahlarbeiter zwischen betrieblicher und gewerkschaftlicher Militanz einerseits und einem dezidierten moralischen und familienideologischen Konservatismus hebt diese Gruppe von anderen Arbeitergruppen deutlich ab.³²

Die Entwicklungsphase zwischen etwa 1890 und 1920, die im folgenden im Zentrum der Betrachtung stehen soll, drängt sich einer genaueren Analyse auf, weil hier die Strukturmerkmale der Geschlechterbeziehungen an den Stahlstandorten des Ruhrgebiets und Pennsylvanias eine weder zuvor noch nachher erreichte Klarheit in ihrer Ausprägung fanden. Obwohl diese Strukturmerkmale schon früher, unter den Bedingungen der Schmiedeeisenproduktion, wie auch später, nach der Veränderung der Arbeits- und industriellen Beziehungen im Zuge der Vollmechanisierung, identifiziert werden können, existierten in diesen vor- und nachgelagerten Entwicklungsphasen doch graduelle Unterschiede im Beziehungsverhältnis zwischen den Handlungsfeldern des Betriebs und der außerbetrieblichen Lebenswelt, die zwar den engeren Bereich der Geschlechterbeziehungen weitgehend unangetastet ließen, in der *Konstellation* der Handlungsfelder zueinander diesen aber veränderte Konsequenzen zuwiesen. Während die lebensweltlichen Beziehungsnetzwerke im „Team“-System die betrieblichen Sozialbeziehungen konzentrisch umlagerten und die Bedingungen des „Crew“-Systems seit dem frühen 20. Jahrhundert eine gewisse Entkoppelung von Produktions- und Sozialmilieu begünstigten, war es daher diese mittlere Periode des „Drive“-Systems zwischen 1890 und 1920, die am deutlichsten eine wechselseitige Stabilisierung von Produktions- und Sozialmilieu reflektierte und damit den instruktivsten Aufschluß darüber erlaubt, wie sich Geschlechterbeziehungen in einer Branche entwickelten, in der der Betrieb und seine paralyisierende Dominanz nicht nur den männlichen Beschäftigten, sondern auch der gemischtgeschlechtlichen Sphäre der außerbetrieblichen Lebenswelt uneingeschränkt den Stempel aufdrückten.

In diesem Zeitraum separierte die Arbeit in der Männerwelt der Hüttenwerke nicht nur die Sphäre der (männlichen) Erwerbsarbeit von der der (weiblichen) Reproduktionsarbeit in einem in anderen Branchen nicht gekannten extremen Ausmaß; auch prägte diese Männerindustrie nicht nur durch die spezifische geschlechtsspezifische Arbeitsmarktstrukturierung an den Stahlstandorten des Ruhrgebiets und Pennsylvanias die dortigen Geschlechterbeziehungen eigen-

³² HCLA Pennsylvania State University, Harold J. Rutenberg Collection, Box 9, File 16: Manuskript: The Steelworkers (Vergleich 1900 und 1945), Bl. 1 ff.

tümlich vor. Vielmehr drangen die Arbeitsbedingungen der Hüttenindustrie über die Belastungen, die sie den Stahlarbeitern aufbürdeten, und die Bedürfnisse, die sie in ihnen weckten, als folgenreiche Hypothek in den Kern dieser Beziehungen selber vor. Die mörderische Schwere der körperlichen Arbeit, die Auswirkungen von Hitze, Lärm und Schmutz am Arbeitsplatz, die permanente Auspowerung und Übermüdung infolge zwölfstündiger Schichtzeiten und der vierzehntäglichen 24stündigen Sonntagsschicht, die die Arbeiter der kontinuierlichen Betriebe vom Tages- auf den Nachtturnus brachte – all dies verlangte einen enormen Aufwand für die einfache Reproduktion der Arbeitskraft. Und darüber hinaus steigerten diese Extrembedingungen das Bedürfnis der Stahlarbeiter nach Kompensation, nach notgedrungen kurzen, oft rauschhaften Ausbrüchen aus der Monotonie der Knochenarbeit und der Tretmühle von Arbeit, Arbeitsweg, Mahlzeit und Schlaf.³³

An den Stahlstandorten entstand eine „Kultur des Mangels“, eine an kurzfristigen Ablenkungen, nichtalltäglichen Reizen und kleinen Realitätsfluchten orientierte, wesentlich eskapistische Freizeitkultur, die auf der einen Seite durch den Mangel der Stahlarbeiter an verfügbarer Zeit und Energie, an finanziellen Ressourcen und an Alternativen gekennzeichnet war, andererseits jedoch dem kommerziellen Alkoholverkauf und ersten, einfachen Formen der gewerblichen Massenkultur und des Massenkonsums beträchtliche Entwicklungsmöglichkeiten verschaffte, da sie an den freien Tagen des Wochenendes und vor allem an den Zahltagen, wenn das ansonsten knapp gehaltene Geld lockerer saß, eine durchaus kaufkräftige Nachfrage schuf. Das legendäre Trinkvermögen der deutschen und amerikanischen Stahlarbeiter – ganz gleich welcher ethnischen Bevölkerungsgruppe sie entstammten –, die Exzessivität ihrer Feste und die Hartnäckigkeit, mit welcher sie wie andere Arbeitergruppen auch an den von Behörden, Unternehmern und bürgerlichen Reformern gleichermaßen angefeindeten Tanzvergnügen und Kirmessen festhielten, deuten auf die zentrale Bedeutung hin, die diesem „augenblicksorientierten Lebensstil“ für die Kompensation der industriellen Belastungen zukam.³⁴

Der notorische Alkoholkonsum der Stahlarbeiter reflektiert diese Bedürfnisstruktur, die aus den Bedingungen der Hüttenarbeit erwuchs, *in nuce*. Das Trinken besaß für sie zunächst eine direkt physische, eigentlich ungesellige Kompensationsfunktion: Typischerweise führte der Weg nach der Schicht – ob früh-

³³ Welskopp, Arbeit, Kapitel III.5.

³⁴ Begriff der „Kultur des Mangels“ in Abwandlung des Konzepts der „Kultur der Armut“ bei: Michael Grüttner: Arbeiterkultur versus Arbeiterbewegungskultur. Überlegungen am Beispiel der Hamburger Hafendarbeiter 1888-1933, in: A. Lehmann (Hg.): Studien zur Arbeiterkultur, Münster 1984, S. 244-82. Das Konzept des „augenblicksorientierten Lebensstils“ nach: Elisabeth Kosok: Arbeiterfreizeit und Vereinswesen, in: Ulrich Zumdick: Hüttenarbeiter im Ruhrgebiet. Die Belegschaft der Phoenix-Hütte in Duisburg-Laar 1853-1914, Stuttgart 1990, S. 357-478, S. 381; dies.: Arbeiterfreizeit und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet. Eine Untersuchung ihrer Erscheinungsformen und Wandlungsprozesse 1850-1914, (Diss.) Bochum 1989. Vgl. auch die Beiträge zum Ruhrgebiet in: Dagmar Kift (Hg.): Kirmes – Kneipe – Kino. Arbeiterkultur zwischen Kommerz und Kontrolle (1850-1904), Paderborn 1992.

morgens oder abends – zunächst in eine der zahlreichen Kneipen und Stehbierhallen, die sich wie an einer Perlenkette entlang der Zugangsstraßen zu den Werkstoren aneinanderreiheten – sei es die 8th Avenue in Homestead oder die Essener Straße in Oberhausen, deren Besatz mit Lokalen erst sukzessive abnahm, als die *Gutehoffnungshütte* begann, ein Haus nach dem anderen aufzukaufen und die Etablissements zu schließen. In mehreren Reihen vor dem Treppen dichtgedrängt, konsumierten die erschöpften Stahlarbeiter in schneller Folge mehrere Schnäpse und Gläser Bier (in der amerikanischen Stahlarbeitersprache hieß diese Kombination charakteristischerweise „whiskey-beer“) und machten sich dann auf den Heimweg, ohne sich mit Gesprächen oder Diskussionen unter Kollegen aufzuhalten. Die Kompensation der Erschöpfung und die Suche nach Entspannung durch den berausenden Effekt des Alkohols überlagerte hier jede soziale Funktion des Kneipenbesuchs.³⁵ Darüber hinaus verkörperten die Kneipe, der „Saloon“ und die geselligen Zusammenkünfte im Rahmen der Vereine in der knapp bemessenen Freizeit der Stahlarbeiter die Möglichkeit, in einer dezierten „Gegenwelt“ zum Betrieb durch die Kombination von Geselligkeit und Rausch Zerstreuung und Entspannung zu finden und den demütigenden Bedingungen der Arbeit wie den beengten Verhältnissen des Heims bzw. des „boarding house“ gleichermaßen vorübergehend zu entfliehen. Angesichts des durch behördliche Verordnungen und den Einfluß der Stahlunternehmen zusätzlich verknappten Angebots an Wirtshäusern in den schwerindustriellen Regionen, deren hohe demographische Wachstumsraten die Relation der Einwohnerzahl pro konzessionierter Schankwirtschaft höher hielten als in allen anderen Großstädten, verlagerte man einen Teil des Alkoholkonsums zwar notgedrungen in die eigene Wohnung bzw. das „boarding house“ zurück; mit der Ausnahme größerer, kommerziell geführter „Logierhaushalte“ jedoch verhinderte hier die soziale Kontrolle durch Familie und Nachbarn ein unproblematisches Abtauchen in den Rausch, das mit der Rolle des Arbeiters als „good provider“ so offensichtlich kollidierte, und die Enge und Geschäftigkeit des Haushalts trieben Familienväter und „boarders“ in die „private Öffentlichkeit“ der Kneipen, oft gerade weil sie für Geselligkeit im Wortsinne keinen Platz ließen.³⁶

Vor allem aber die Vereins- und Familienfeste und die temporären Freiheiten des „Zugs durch die Gemeinde“ am Zahltag oder arbeitsfreien Sonntag boten die ersehnte Gelegenheit, den bedrückenden Arbeitsalltag durch kollektives „Zelebrieren“ von Exzeß zu kompensieren. „Fifteen whiskey-beers“ – das war für

³⁵ Williams, *Worker's Mind*, S. 29 f.; Byington, *Homestead*, S. 108 f.; Kleinberg, *Shadow*, S. 225; für das Ruhrgebiet: Heinz Reif: *Industrialisierung, Städtebildung und Arbeiterschaft in der Ruhrgebietsstadt Oberhausen 1850-1914*, (Habil.) Bielefeld 1983, S. 150 f.

³⁶ Kosok, *Arbeiterfreizeit und Arbeiterkultur*, S. 208; dies., *Arbeiterfreizeit und Vereinswesen*, S. 366; Franz-Josef Brüggemeier/Lutz Niethammer: *Schlafgänger, Schnapskasinos und schwerindustrielle Kolonie. Aspekte der Arbeiterwohnungsfrage im Ruhrgebiet vor dem Ersten Weltkrieg*, in: Jürgen Reulecke/Wolfhard Weber (Hg.): *Fabrik, Familie, Feierabend. Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter*, Wuppertal 1978, S. 135-76; Kleinberg, *Shadow*, S. 224 ff.; W. Kornblum: *Blue Collar Community*, Chicago 1974, S. 75.

einen slawischen Hilfsarbeiter in Pennsylvania der Inbegriff eines gelungenen Samstagabends. Whiting Williams, ein Branchenkenner und zeitweiliger „teilnehmender Beobachter“ der Stahlarbeiterszene, skizzierte diesen Zusammenhang scharfsichtig: „If you're tired and are going to meet the financial loss of laying off for a day or two, you don't want just ordinary amusements. You want something with a punch; you want something to jar you and give you a real sensation.“³⁷ Vor allem die unverheirateten Jungarbeiter und die Zuwanderer der ersten Generation, die ihre Familien einstweilen in den Herkunftsländern zurückgelassen hatten, nutzten die Freiheiten relativ hoher Einstiegsgehälter und familiärer Ungebundenheit zu ausschweifenden kollektiven Feiern und Kneipenzügen in der Gruppe, bei denen Trinkfestigkeit und demonstrativer Exzeß auch über den Status im Kollektiv entschieden und im Betrieb erschüttertes Selbstbewußtsein restituieren.³⁸

Bei diesen Versuchen, sich eine „riotous good time“ zu verschaffen, gingen Rausch und Gewalt nicht selten Hand in Hand. Ebenso dienten alkoholische Stimulanz und die Geborgenheit der Männergruppe als Basis für die Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht, wenn man sich auf Kirmessen, Festen, Tanzvergnügen oder an der Eislaufbahn traf. Angesichts des Männerüberschusses in den Stahlstädten und der strengen sozialen Kontrolle, der die Stahlarbeiterfamilien seitens der Familienväter, der Nachbarn und nicht zuletzt der Behörden unterlagen, waren die Freizeitgruppen in einem weiteren Sinne noch der Ort, an dem man – als Unverheirateter – Sexualität auslebte, zuweilen beim gemeinsamen Bordellbesuch, oder auch im alkoholbeflügelten Männlichkeitskult zu kompensieren suchte. Die Einübung junger Stahlarbeiter in Sexualität fand statt in einem rauen Klima exzessiv und oft gewaltsam inszenierter Statuskonkurrenz und -bestätigung.³⁹

Den Kompensationscharakter der Freizeitbedürfnisse unverheirateter oder alleinlebender Stahlarbeiter reflektierte ihre auf den ersten Blick vielleicht paradoxe Neigung, möglichst umgehend nach der Besetzung einer Arbeitsstelle, auf der es sich – nach der üblichen Phase des Suchens und damit verbundener häufiger Arbeitsplatzwechsel – auf längere Zeit einrichten ließ und die ein einigermaßen stabiles Einkommen verhieß, zu heiraten und eine eigene Familie zu gründen. Erst mit der Gründung eines eigenen Haushalts ließ man den juvenilen „Schlafgänger“-Status bzw. das Provisorium des Getrenntlebens hinter sich, gelangte man zu echter Selbstständigkeit und männlicher Respektabilität. Erst durch die Heirat auch erhob man sexuelle Beziehungen, die sich etwa zur „filia hospitalis“ in Logierfamilien oder zu den streng gehüteten Töchtern und Schwestern bekannter oder befreundeter Stahlarbeiter angebahnt haben mochten, aus der Verstoßtheit gelegentlicher, oft heimlicher Treffs in die anerkannte Legitimität. Man trug jedoch schwer an der Hypothek einer betont virilen, gruppenbezogenen und im-

³⁷ Williams, *Worker's Mind*, S. 30.

³⁸ Byington, *Homestead*, S. 149.

³⁹ Kleinberg, *Shadow*, S. 166 ff.

mer auch machtdurchwirkten sexuellen Sozialisation, und die Belastungen, mit denen eine junge Stahlarbeiterfamilie schnell konfrontiert wurden und die mit zunehmender Kinderzahl wuchsen, luden die Beziehungen zwischen den Ehepartnern, wie unten zu diskutieren sein wird, mit enormem Konfliktstoff auf.⁴⁰

Die *direkten* Belastungen der Hüttenarbeit setzten den Familienbeziehungen in den Stahlgemeinden unerbittlich rigide Bedingungen. Zuallererst schränkte die materielle Abhängigkeit der Familie vom Arbeitseinkommen des Familienvaters – und zeitweilig evtl. bereits mitarbeitender Söhne – den Spielraum familiären Lebens empfindlich ein; da sich der durchschnittliche Lohn eines Stahlarbeiters jener Zeit in beiden Ländern nicht tatsächlich nach einem wie knapp auch immer definierten Subsistenzehkommen für eine durchschnittlich sechsköpfige Familie bemaß, sondern ein rein marktgebundener Soglohn für ledige Jungarbeiter und alleinlebende Zuwanderer war, belasteten bereits die Miete für eine eigene Wohnung, die nach einer Heirat anfiel, und dann gerade für junge Familien die Lebenshaltungskosten für jedes weitere Kind im nichtarbeitsfähigen Alter die Familienbudgets in einem schnell kritischen Maß. Zudem war der Akkordlohn in der Stahlindustrie unsicher, in seiner Berechnung kaum nachvollziehbar und oft unkalkulierbaren Schwankungen unterworfen. Die Arbeit in Hüttenwerken, gerade in den Rängen der ungelerten Hilfs- und Transportarbeiter, war in der Regel unstetig; hektische Hochkonjunktoren wechselten unvermittelt mit Stilllegungsphasen, Kurzarbeit und konjunkturbedingten Entlassungen. Der Ausfall mehrerer Schichtlöhne jedoch konnte ein ohnehin knappes Familienbudget rasch vollends überdehnen; zyklische Krisen fraßen angesparte Reserven häufig auf.⁴¹ Überdies banden die enormen Aufwendungen für die Reproduktion der männlichen Arbeitskraft, trotz im Branchenvergleich hoher Löhne, überproportionale Anteile des Einkommens. Die Schwere der Arbeit forderte eine den Belastungen Rechnung tragende ausreichende Ernährung; zwischen 50 und 75 v. H. des Verdienstes absorbierten auch in bessersituierten Stahlarbeiterfamilien beider Länder die Kosten für Nahrungsmittel, deren Preise gerade in schwerindustriellen Regionen zudem exorbitant hoch waren.⁴² Eine mit zunehmendem Alter abnehmende Leistungsfähigkeit der Arbeiter bedrohte diese mit „Altersabstieg“ und sinkenden Einkommen. Hohe Mieten und Wohnungsmangel bildeten eine zusätzlich krisenverschärfende Spirale. Gerade große, finanziell bedrängte Familien wurden – oft infolge behördlicher Vorschriften, die getrenntgeschlechtliche Unterbringung der Kinder zu gewährleisten – zur Anmietung größerer Wohnungen mit zusätzlichen Zimmern gezwungen, die sie sich auf Dauer nicht leisten konnten. Da große Familien auf die generelle Ab-

⁴⁰ Fischer-Eckert, Lage, S. 51.

⁴¹ Welskopp, Arbeit, S. 371-81; Otto Jeidels: Methoden der Arbeiterentlohnung in der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie, Berlin 1907.

⁴² Fischer-Eckert, Lage, S. 105 ff.; Archives of Industrial Society (AIS), University of Pittsburgh, Heber Blankenhorn Papers, Folder 38: Family budgets and living conditions, by Marian D. Savage, Bl. 3 f. Zu Konsummustern vgl. auch: Peter Shergold: Working-Class Life: The 'American Standard' in Comparative Perspective, 1899-1913, Pittsburgh 1982.

lehnung vieler Vermieter stießen, drängten die Verhältnisse sie nicht selten nach mehreren Umzügen in die schlechtesten Quartiere ab, die der private Wohnungsmarkt anbot; mit der Folge, daß gerade sie bei völlig überhöhten Mieten unter der belastendsten Überbelegung der Wohnungen litten, auch wenn sie, aus schierem Mangel an Platz, keine „Schlafgänger“ aufgenommen hatten.⁴³

Ihre im Branchenvergleich hohen Verdienste erzielten die Stahlarbeiter nicht aufgrund günstiger Stundenlöhne. Sie waren vielmehr das Resultat der Akkumulation bescheidener Stunden- bzw. Akkordsätze in extensiven Arbeitszeiten. Die zwölfstündigen Schichtzeiten und 24stündigen Wechselschichten an Sonntagen, oft ergänzt durch Überstunden und zusätzliche Schichten, hielten die Stahlarbeiter wöchentlich zwischen 72 und 96 Stunden von ihren Familien fern; zu diesen 42,9 bis 57 v. H. der *gesamten* verfügbaren Zeit einer Woche kamen die Arbeitswege hinzu, und die Schichtarbeit war natürlich eine zusätzliche Belastung in eigenem Recht. Durchschnittlich zwei Stunden Freizeit verblieben deutschen und amerikanischen Stahlarbeitern am Tag; zu wenig, um ein Familienleben auch nur in Ansätzen zu ermöglichen, und ebenso zu wenig, um den zusätzlichen Aufwand auch nur annähernd auszugleichen, den die Reproduktion der dauerhaft überforderten Arbeitskraft unter diesen Bedingungen erzwang.

III. Die „asymmetrische Familie“ als Reproduktionsbetrieb für die männliche Arbeitskraft

Die beengten Wohnverhältnisse, knappen Familieneinkommen und langen, schichtgebundenen Arbeitszeiten in den schwerindustriell geprägten Gemeinden polarisierten die Geschlechterpositionen in Stahlarbeiterfamilien noch weiter, als es die Diskrepanz zwischen dem großen Arbeitskräftebedarf der reinen „Männerindustrie“ und den wenigen Verdienstmöglichkeiten für Frauen an den Stahlstandorten ohnehin schon tat. Die zwölfstündige Schichtarbeit machte es für die in der Industrie beschäftigten Arbeiter nahezu unmöglich, sich selbst zu versorgen. Ganz abgesehen von der auf vielfache Weise tradierten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die dem „Männlichkeitskult“ der Eisenarbeiter entsprechen hatte – und für die besser entlohnten Spitzenleute auch noch entsprach – wurde diese Stereotypisierung der Geschlechterpositionen als „Ernährerpatriarchalismus“ zur einzig unangetasteten Grundlage eines brüchigen männlichen Selbstwertgefühls für Unqualifizierte und Zuwanderer, deren Selbstbewußtsein in den Betrieben fast täglich empfindlich litt.⁴⁴ Je ausschließlicher die Industrie Familienväter in ihre alleinige Ernährerrolle drängte und je physisch und psychisch belastender diese „männliche“ industrielle Erwerbsarbeit wurde, desto ausschließlicher drängten die Folgen der Arbeit in schwerindustriellen Betrieben

⁴³ Fischer-Eckert, Lage, S. 36, 42; Byington, Homestead; AIS, University of Pittsburgh, Heber Blankenhorn Papers, Folder 38: Family budgets and living conditions, Bl. 2 f.

⁴⁴ Kleinberg, Shadow, S. 219 ff.; Margaret F. Byington: Homestead. A Steel Town and Its People, in: Survey (2.1.1909), S. 613-28; E.B. Butler: The Working Women of Pittsburgh, in: Survey (2. 1. 1909), S. 570-88.

die Frauen in eine allumfassende Verantwortlichkeit als „Haushaltsmanagerin.“⁴⁵

In diesem Kontext konnte sich eine „asymmetrische Familienstruktur“ in nahezu paradigmatischer Reinheit ausprägen. Familien, die diesem Typus entsprechen, kennzeichnet eine strikte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die mit einer Monopolisierung der Erwerbsarbeit auf der Seite des einen und einer korrespondierenden Abhängigkeit vom „Ernährereinkommen“ auf Seiten des anderen Partners einhergeht. Männliche und weibliche Sphären sind derart rigide getrennt, daß dem Verständnis des jeweils anderen Bereichs enge Grenzen gesetzt sind, einschließlich z. B. der Kenntnis über die exakte Höhe des Familieneinkommens. Gemeinsame Aktionsbereiche, in denen Verantwortlichkeiten und Tätigkeiten von den Partnern geteilt und auf die Geschlechterpositionen verteilt werden können, existieren kaum. Das gilt auch für die Mehrzahl der Feierabend- und Freizeitaktivitäten. Männer und Frauen leben in getrennten – aber ungleichen – Welten: die Polarisierung der Geschlechterpositionen beinhaltet ihre klare Hierarchisierung.⁴⁶

Gleichwohl schottete diese asymmetrische Struktur die Stahlarbeiterfamilie nicht von den Belastungen der Hüttenarbeit ab. Im Gegenteil: Es war exakt jene Struktur, über die die Bedingungen und Zumutungen der schwerindustriellen Arbeit ungefiltert und in voller Härte in die Familien kanalisiert wurden. Auf eine informelle, unausgesprochene und uneingestandene Weise „kolonisierte“ die Eisen- und Stahlindustrie über die extremen Anforderungen, mit denen sie die Stahlarbeiter konfrontierte, die Arbeiterfamilie zu einem Bestandteil des industriellen Systems, indem sie den Frauen die Reproduktionsaufgaben der Arbeitskraft als ungemessene und unbezahlte Arbeit überwies; Aufgaben jedoch, deren Erfüllung eine notwendige Voraussetzung dafür war, das bestehende Produktions- und Arbeitszeitsystem überhaupt aufrechterhalten zu können. So waren die Frauen der Stahlarbeiter „zu ständiger Anpassung an die äußeren Arbeitsbedingungen des Mannes verurteilt[].“ Es war „through the households themselves that the industrial situation impresses itself upon the life of the people.“⁴⁷ Die mörderische Arbeit in den Hütten im Rhythmus der Schichten fand eine spiegelbildliche Entsprechung im Haushalt, wo die Reproduktionsarbeit zu einer ausschließlich „auf den schwachen Schultern der Frau [lastenden] Herkulesarbeit“ kumulierte, die kaum zu bewältigen war, obwohl sie sich notgedrungen ohnehin „auf die rein materielle Bedürfnisbefriedigung der Familienangehörigen“ beschränken mußte.⁴⁸ Die Arbeitszeiten im Haushalt dürften die Schichtzeiten in den Werken noch übertroffen haben; die körperlichen Belastungen waren zumindest ähnlich immens wie in den Betrieben; immer gesteigert noch durch die Tatsache, daß auch Schwangerschaft, Wochenbett und Krankheit

⁴⁵ Kleinberg, Shadow, S. XVIII; dies. *Technology and Women's Work*; Byington, *A Steel Town*.

⁴⁶ Zum Begriff der „asymmetrischen Familie“: Kleinberg, Shadow, S. 199 f.; Byington, *Homestead*, S. 107.

⁴⁷ Fischer-Eckert, Lage, S. 128; Byington, *Homestead*, S. 179.

⁴⁸ Fischer-Eckert, Lage, S. 68 u. S. 128.

die Routine des Lebens nur so wenig wie möglich stören durften. Sowohl die hohe Rate an chronischen Erkrankungen und körperlichen Schwächesymptomen, die Ärzte im Ruhrgebiet wie in Pennsylvania regelmäßig bei Stahlarbeiterfrauen feststellten, als auch die hohe Säuglingssterblichkeit, die sie direkt und indirekt auf die ausgezehnte Konstitution der Mütter zurückführten, deuteten auf die verbreitete Praxis in den Haushalten hin, trotz fortgeschrittener Schwangerschaft die körperlich belastendsten Tätigkeiten in der Hausarbeit fortzusetzen und sie nach der Entbindung baldmöglichst wiederaufzunehmen.⁴⁹ Schwangerschaften und Kindererziehung, obwohl höchst einseitig verteilte Bürden, galten lediglich als „Nebenfunktionen“ einer Familie, deren Hauptaufgabe darin bestand, die männliche Erwerbsfähigkeit unter den widrigen Umständen niedriger, schwankender Löhne und extensiver Arbeitszeiten aufrechtzuerhalten. Doch erschöpfte sich diese Aufgabe nicht in einem systematischen Einsatz materieller Ressourcen, für die der Familienernährer sorgte; es war gerade physische Arbeit, die mangelnde Finanzkraft kompensieren mußte und die dementsprechend in Krisen, wenn das Einkommen sank, weiter zunahm. Je tiefer auf der Verdienstskaala eine Familie sich plazierte sah, desto mehr Arbeit mußte in die Nahrungsversorgung, die Wäsche etc. investiert werden. Zugleich sanken die Chancen, etwa durch Mitgliedschaft in einem Konsumverein preiswert Nahrungsmittel beziehen oder die Preisvorteile größerer Kaufmengen realisieren zu können; in einer weiteren Drehung der Spirale in die „Proletarität“ wurde so die anfallende Arbeit noch zusätzlich vermehrt⁵⁰:

The hard physical labor a woman did in her home enabled the family to manage on the husband's (and sometimes children's) income. In time of economic duress, frequent during this era, it was the wife's responsibility to make ends meet on the reduced pay packet. She decided how the family would manage, cooking cheaper food, economizing in the household wherever possible. One of the forms this economy took was the continued use of the housewife's own labor...⁵¹

Der Haushalt einer Stahlarbeiterfamilie um die Jahrhundertwende war ein primär auf die Reproduktion der Arbeitskraft des Familienvaters ausgerichteter Kleinbetrieb. Die kräftezehrende körperliche Arbeit und die langen Arbeitszeiten erforderten nicht nur, daß die Familie sich ganz an den Bedürfnissen der in der Industrie beschäftigten Mitglieder orientierte; sie nahm den Arbeitskräften fast alle belastenden außerbetrieblichen Aufgaben ab und trug zusätzlich durch die Bereitstellung einer besonders aufwendigen Verpflegung und Versorgung, die nötig war, um das Leistungsvermögen der Arbeitskräfte angesichts extremer Anforderungen in den Werken aufrechtzuerhalten, an den gravierenden Folgen ihrer betrieblichen Überbeanspruchung mit. Das Waschen der stets stark verschmutzten, oft verölten Arbeitskleidung nahm erhebliche Zeit in Anspruch; der

⁴⁹ John A. Fitch: *The Steel Workers*, New York 1910, S. 2 f.; Byington, *Homestead*, S. 147; Thomas Bell: *Out of This Furnace*, Pittsburgh 1976 (zuerst 1941), S. 140; Kleinberg, *Shadow*, S. 208 f.; Emma Duke: *Infant Mortality: Results of a Field Study in Johnstown, Pa.*, Based on Births in One Calendar Year, Washington D.C. 1915, S. 44 u. S. 33.

⁵⁰ Fischer-Eckert, *Lage*, S. 80, S. 90, S. 92.

⁵¹ Kleinberg, *Technology*, S. 66.

wöchentliche Washtag mit seinen zeitraubenden Verrichtungen bedrohte die prekäre Balance zwischen den verschiedenen Anforderungen des Haushalts. Das Wasser mußte von der Pumpe im Hof in Eimern herbeigeschafft und auf dem Herd erhitzt werden, die primitive Reinigung der Wäsche im Waschfaß erfolgte in mindestens zwei Durchgängen, was die benötigte Wassermenge vervielfachte.⁵² Auch hier nahm die Arbeit umgekehrt proportional zum verfügbaren Einkommen zu:

Mehr als einmal zum Wechseln reicht es nicht bei der Anschaffung der Leibwäsche, die Folge davon ist, daß das Waschfaß fast die ganze Woche in der Küche im Gebrauch steht, weil jedes Mal, wenn ein schmutziges Leibstück abgelegt wird, dieses gleich gewaschen werden muß.⁵³

Vor allem aber dehnte die Versorgung der Arbeiter mit einer der körperlichen Belastung angemessenen Menge an Nahrungsmitteln die Arbeitszeit der Frauen im Haushalt über die Grenze des Erträglichen aus:

Es drängt sich im Leben dieser Frauen alles auf die eine Frage zusammen, was sollen wir essen, womit sollen wir uns kleiden? Und die Beantwortung dieser Frage hetzt sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend von der Waschbütte zum Kochherd, vom Garten an die Nähmaschine und in den Viehstall.⁵⁴

Zu jedem Schichtende, sei es frühmorgens oder abends – gab es in der Regel kräftige warme Mahlzeiten. Die Unregelmäßigkeit der Schichten multiplizierte die Arbeit der Zubereitung, erzwang sie doch oft die getrennte Verköstigung der Kinder und der erwerbstätigen Familienmitglieder, eingepaßt in die sonstigen Routinen der Hausarbeit. Auch die in „Henkelmännern“ bzw. „dinner pails“ mitgesandte Kost erforderte einen hohen Aufwand an Zubereitung. Wie Margaret F. Byington dargestellt hat und in anderen Untersuchungen bestätigt wurde, war ein auch kalt verzehrbares Fleischgericht oder Bratenstück, oft auch ein Ragout oder ein kräftiger Eintopf Hauptbestandteil eines jeden „lunch bucket.“ Der berühmt-berüchtigte „kalte Kaffee“, mitgeführt vom Arbeiter im „Henkelmann“, kam dazu und stellte die Frauen regelmäßig vor die Gewissensfrage, wieviel von der knappen Milch hinzuzugeben und damit den gleichfalls bedürftigen Kindern vorzuenthalten sei.⁵⁵ Um die nicht selten unter unbequemen Umständen und hastig eingenommenen Mahlzeiten im Betrieb zumindest ein wenig abwechslungsreicher zu gestalten, ergänzten eingelegte Gurken, Essiggemüse und andere „pickles“ eine sättigende Zugabe von Stapeln belegter Brote; Obst sowie Kuchen und Süßigkeiten – zumeist selbst hergestellt – kamen hinzu: „I was struck with the pains often taken with the ‘mister’s’ bucket“, schrieb Margaret F. Byington über Stahlarbeiterfamilien in Homestead. „[The] women take great pains to make it appetizing, especially by adding preserves in a little cup in a corner of the bucket. They try to give the man what he likes the most, apparently half

⁵² Paul Kellogg (Hg.): *The Pittsburgh District: The Civic Frontage*, New York 1914, S. 5; Kleinberg, *Shadow*, S. 215 f.

⁵³ Fischer-Eckert, *Lage*, S. 88.

⁵⁴ *Ebda.*, S. 90.

⁵⁵ Kleinberg, *Shadow*, S. 209; Fischer-Eckert, *Lage*, S. 83.

from pity at the cold food and hard work that falls to his lot."⁵⁶ Nicht nur, daß der Tagesablauf für die Frauen und älteren Töchter – von der jeweiligen Schicht des Mannes bestimmt – ein niemals endender Kreislauf war, der aus Waschen, Einkaufen, Kochen und Backen bestand; aus Verrichtungen, die fast rund um die Uhr zu erledigen waren. Wo immer es ging, brachte man den Ehemännern und Familienvätern im Ruhrgebiet und in Pennsylvania den „Henkelmann“ zum Werkstor und mußte dort mitunter stundenlang warten, bis die Stahlarbeiter in einer ihrer unregelmäßigen Pausen Zeit fanden, die Verpflegung in Empfang zu nehmen.⁵⁷ Bei den Mahlzeiten zu Hause wurde der „Mister“ noch vor den Kindern und mit den besten Stücken versorgt – gleichermaßen als Ausdruck seiner bewußt zur Schau getragenen patriarchalischen Autorität wie der bitteren Notwendigkeit, mit knappen Mitteln seine Arbeitskraft unter allen Umständen zu regenerieren. Li Fischer-Eckert berichtete von einer Mittagsmahlzeit einer Ham-borner Stahlarbeiterfamilie, für die „in einer Pfanne 5 Setzeier gebacken werden. Zwei für den Vater, eins für die Mutter und zwei für die drei Kinder von 5, 6 und 8 Jahren.“ Besonders Fleisch war ebenso knapp wie unerläßlich für die ausreichende Nahrungsversorgung der Stahlarbeiter. Die Kompensation dieses Mangels bedeutete hier oft sogar den Verzicht der Frau und damit die langfristige Gefährdung ihrer eigenen, selbst stark geforderten Arbeitskraft: „Das gibt dann für jeden nur ein kleines Stück und da die Kinder in dem ihnen eigenen naiven Egoismus nur nach der Bedürfnisbefriedigung ihres eigenen Magens fragen, betteln sie meistens das der Mutter zuge dachte Stückchen auch noch ab.“⁵⁸

Arbeitete der Familienvater in der Nachtschicht, mußte die Hausarbeit tagsüber in der gewohnten Effizienz verrichtet werden, durfte aber seinen Schlaf unter keinen Umständen stören. Die Aufsicht über spielende Kinder, die ruhig gehalten werden mußten, kam in diesen Fällen noch erschwerend hinzu. Da der selten zu Hause anwesende Vater als Bezugsperson weitgehend ausfiel bzw. ohnehin als strenger, abweisender „Papa“ erschien, „solemn, preoccupied, and not to be lightly bothered“, mußte die überforderte Mutter diese Rolle nebenbei und auf sich gestellt mitübernehmen. Stahlarbeiterkinder lernten zwangsläufig schnell „not to bother mamma when she is busy“, aber der unlösbare Konflikt zwischen Arbeit und Erziehung resultierte oft genug in einem gereizten häuslichen Klima, in dem „cuffs and sharp words“, aus der Überbeanspruchung der Mutter resultierend, den Ton angaben.⁵⁹ All diese Belastungen steigerten sich weiter, wenn – wie in der Regel üblich – neben dem Familienvater ältere, ebenfalls im Hüttenwerk beschäftigte Söhne oder Verwandte mitzuversorgen waren oder wenn man „Schlafburschen“ bzw. „boarders“ aufgenommen hatte, die im ungünstigen Falle alle zu unterschiedlichen Schichten eingeteilt sein mochten.

⁵⁶ Byington, *Homestead*, S. 64, 109; Williams, *Worker's Mind*, S. 54; Frank H. Serene: *Immigrant Steelworkers in the Monongahela Valley: Their Communities and the Development of a Labor Class Consciousness*, (Diss.) University of Pittsburgh 1979, S. 75.

⁵⁷ Byington, *Homestead*, S. 64, 172; Kleinberg, *Shadow*, S. 209 ff.; Fitch, *Steel Workers*, S. 2 f.

⁵⁸ Fischer-Eckert, *Lage*, S. 82 f., 111.

⁵⁹ Kleinberg, *Shadow*, S. 120 f.; Byington, *Homestead*, S. 148.

Obwohl also einerseits die Reproduktion der Arbeitskraft gerade wegen der immensen Belastungen der Arbeit in den Hüttenwerken eine besonders zeitaufwendige, mühselige Aufgabe war, verhinderten die langen Arbeitszeiten andererseits eine mögliche Entlastung der Frauen von anderen Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die sie daher stets nebenbei und zusätzlich wahrzunehmen hatten. Zeitgenossen empfanden es so, als sei der Familienvater nicht mehr als nur ein Gast im eigenen Heim. Auch wenn seine „Männlichkeit“ es nicht zuließ, seine absolute Autorität in Geld- und Erziehungsfragen abzutreten, lag die faktische Verantwortung in diesen Bereichen notgedrungen bei den Frauen. Mit der Übergabe des Haushaltsgeldes schob der Familienvater der Frau auch die alleinige Verantwortung dafür zu, mit dieser immer kargen pauschalen Summe die ausreichende Versorgung der Familie zu bewerkstelligen bzw. Defizite durch vermehrte Arbeit aufzufangen. „Oh, she’s the one that knows where the money goes“, antwortete ein Stahlarbeiter auf Margaret F. Byingtons Frage nach dem Familienbudget.⁶⁰ Nur wenn außergewöhnliche Anschaffungen anstanden, wie sie bereits ein neues Möbelstück repräsentierten, teilte man die Sorge um die knappen Finanzen partnerschaftlich. An der konfliktträchtigen Geldfrage zeigte sich *in nuce* die ungleiche Verteilung von Verantwortlichkeit und Abhängigkeit, die der hierarchischen Asymmetrie der Geschlechterbeziehungen in Stahlarbeiterfamilien unterlag. In der Regel informierten die Männer ihre Frauen nicht über die exakte Höhe ihre Lohns; obwohl es nicht viel zu verteilen gab, zweigten sie wie in einem „Allowance“-System Geld für eigene Bedürfnisse ab, bevor sie ihr Einkommen der Frau in ihrer Funktion als „Haushaltsmanagerin“ zur weiteren Verfügung stellten. Dieses Taschengeld konnte beträchtlich sein; anders sind die geringen Beträge für Bier, Schnaps, Tabak und Zerstreuung, wie sie die überlieferten Budgetrechnungen ausweisen, nicht zu erklären. In ihrer Abhängigkeit vom Ernährereinkommen war die Frau „the chief spending agent, but she spent within the constraints set by the low wages and her husband’s taking his spending money first.“ Die Frauen mußten dann selbständig mit dem knappen Kostgeld wirtschaften, das die Männer ihnen nicht selten „mit großzügiger Geste“ am Zahntag zusteckten oder das sie diesen nicht weniger häufig vor der Lohnhalle abtrotzen mußten, bevor sie es in nahegelegene Kneipen trugen.⁶¹

Die Erziehung der Kinder und die Erhaltung des Heims wurde in einem Arbeitszeitsystem, das den Familienvätern allenfalls ein bis zwei Stunden Freizeit am Tag ließ, zwangsläufig allein zur Aufgabe der Ehefrauen und Mütter. Die grenzenlose Übermüdung der Stahlarbeiter, ihre physische und psychische Auslaugung durch harte Arbeit und lange Schichten sogen die Energien auf, die notwendig gewesen wären, um auf den Gang des Familienlebens aktiv Einfluß zu nehmen und damit die gleichfalls permanent überlastete Ehefrau zumindest partiell zu entlasten. Hüttenarbeit und Schichtrythmus machten zwangsläufig lethargisch und gereizt; vielfach berichteten Beobachter sogar von pathologischen

⁶⁰ Byington, *Homestead*, S. 108.

⁶¹ Kleinberg, *Shadow*, S. 221; Byington, *Homestead*, S. 108; Kleinberg, *Technology*, S. 67.

Zügen im Alltagsleben der Stahlarbeiter: Schlaflosigkeit trotz Erschöpfung war verbreitet, Stoffwechselstörungen und allergische Reaktionen gegen Nahrungsmittel traten auf. Li Fischer-Eckert schilderte 1911 den Fall einer Hamburger Frau, „deren Mann auf dem Thomaswerk arbeitet und 9 Mark täglich verdient, der Mann könne nichts mehr essen, er lebe fast nur noch von Bier.“⁶² Ein zugewanderter Hüttenarbeiter verglich sein Arbeitsleben mit dem eines Kutschpferdes: „Put horse in wagon. Work all day – put in stable. Take horse out of stable. Put in wagon. Same way like mills. Work all day, come home – go sleep. Wife say, ‘John, children sick. You help with children.’ You say, ‘Oh go to hell – go sleep.’ Wife say, ‘John, you go to town.’ You say, ‘No – go sleep.’ No know what the hell you do.“⁶³ So beschränkte sich der Teil des Familienlebens, der über die unmittelbare Versorgungsfunktion des Familienverbandes hinausging, auf die kurzen gemeinsamen freien Zeiten, obwohl auch diese noch eher der Entspannung des Familienvaters dienten, als daß sie eine Bewältigung der Last erlaubten, die die Arbeit in Hüttenwerken der ganzen Familie auferlegte: „After supper [the mister] smoked contentedly with a child on each knee and talked with his wife of the day’s doings.“ Diese wenigen Mußstunden waren teuer erkaufte, setzten sie doch das energische Bemühen der Ehefrauen und Mütter voraus, ihre enorme Arbeitslast jeweils vor dem Schichtende des Mannes bewältigt zu haben. So wurde im Grunde der Frau in der Stahlarbeiterfamilie allein zugemutet, den Widerspruch notdürftig zu überbrücken, daß die Familie Regenerationsbetrieb und emotionale Zuflucht des Mannes in einem zu sein hatte; angesichts der enormen Belastungen, die ihre erste Funktion mit sich brachte, ein nahezu unmögliches Unterfangen.

Junge, unverheiratete Stahlarbeiter wohnten und lebten in der Regel bei Verwandten oder als „Schlafburschen“ in fremden Familien und „boarding houses.“ Auch sie waren also auf den familienökonomischen Rückhalt angewiesen, den die Familienstrukturen in ihrer eindeutigen Funktionszuweisung durch die Arbeitsbedingungen in der Hüttenindustrie bieten mußten. Mit der Verköstigung, dem Waschen der Arbeitskleidung und dem Stellen einer nicht selten noch zu teilenden Schlafgelegenheit erschöpften sich die „familiären“ Leistungen für diese Jungarbeiter jedoch in dem für die Reproduktion der eigenen Arbeitskraft allernötigsten. Die Unterbringung auf „volle Kost“ bedeutete erhebliche Einschränkungen für Arbeiter, die für ihr Alter relativ viel verdienten, und keinesfalls ist es gerechtfertigt, die Enge und Drangsal einer solchen Existenz aus der Rückschau zu romantisieren. Gründete ein etwa 30jähriger Stahlarbeiter nach der Heirat aber einen eigenen Hausstand und mietete eine größere Wohnung oder gar ein Haus, so war der Haushalt fast unweigerlich zur Aufnahme von „Schlafburschen“ gezwungen, um eine zusätzliche Verdienstquelle zu erschließen, die in Familien unqualifizierter Arbeiter bis zu einem Viertel des Einkom-

⁶² Fischer-Eckert, Lage, S. 99; AIS University of Pittsburgh, Heber Blankenhorn Papers, Folder 6: Accounts of the strike gained at first hand by members of the commission, Pittsburgh, 1919, S. 13 f.

⁶³ Zit. nach: Serene, Immigrant Steelworkers, S. 193.

mens beisteuern konnte. Diese Verbindung von Familienökonomie und „boarding house“-System legte die Frauen erst recht auf eine geschlechtsspezifische Rolle fest: Selbst ihre Erwerbsarbeit bestand aus den üblichen Haushaltstätigkeiten, nun erweitert auf einen noch größeren Personenkreis. Hatte man im eigenen Haushalt keine „Schlafburschen“, so arbeiteten Frauen und besonders ältere Töchter doch nicht selten als Hilfen in „boarding houses“, oder aber sie übernahmen Näh- und Wäschereiarbeiten auf bescheidener kommerzieller Basis.⁶⁴ Das zusätzliche Einkommen, das „Schlafgänger“ oder Dienstleistungen für diese Gruppe einbrachten, war in jedem Falle mit weiterer körperlicher Verausgabung der Frauen, und damit recht teuer, erkaufte.

Die Bedingungen der Hüttenarbeit polarisierten nicht nur die Geschlechterpositionen in einer selbst für das späte 19. Jahrhundert extremen Weise. Sie beschränkten die Familien weitgehend auf ihre sozioökonomische Funktion und setzten sie einem erheblichen Druck aus, dessen mühevoller, oft krisenhafte und psychisch belastende Bewältigung es im Grunde erst ermöglichte, das System der langen Schichten aufrechtzuerhalten. Die engen, vor allem in den von Neueinwanderern beherrschten Vierteln überfüllten Wohnungen boten nicht einmal ein Mindestmaß an Privatheit, das sie als Rückzugsort attraktiv gemacht hätte. Die Wohnung war ein Ort der Arbeit, nicht der Entspannung.⁶⁵ Die Aufnahme von „Schlafburschen“ und „boarders“ schließlich reduzierte die Privatsphäre für alle Betroffenen zusätzlich: Wie im Ruhrbergbau, so war auch in der Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets und Pennsylvanias die „halboffene Familienstruktur“ ein typisches Phänomen. Der Ledigenanteil an der Belegschaft des Stahlwerks *Hoesch* in Dortmund z. B. betrug 1893 40 v. H. Selbst wenn in dieser Gruppe mitarbeitende ledige Söhne enthalten waren, die noch bei ihren Familien lebten, ergibt sich eine beträchtliche Anzahl von Jungarbeitern, die als „Schlafburschen“ in fremden Familien Aufnahme finden mußten. In Hamborn beherbergten 1910 von 17 272 Haushaltungen 3 089 Haushalte 9 393 Quartier- und Kostgänger, d. h. auf eine „Logierfamilie“ kamen durchschnittlich drei „Schlafgänger“. Bei einer durchschnittlichen Familiengröße von ca. sechs Personen (Vater, Mutter und vier Kinder), die in beiden Ländern um die Jahrhundertwende als repräsentativ für Stahlregionen gelten kann, trug die Unterbringung von einem, zwei oder noch mehr „Schlafburschen“ durchaus zu der ohnehin beträchtlichen Überbeanspruchung des Familienverbandes bei, zumal diese sieben bis zehn Personen sich in der Regel auf nicht mehr als zwei oder drei Räume verteilten, von denen einer die stets hektisch betriebsame, heiße und vollgestopfte Küche war. Dieser oftmals einzige beheizte Raum der Wohnung konnte weder seine Versorgungsfunktion noch seine Gemeinschaftsfunktion op-

⁶⁴ Butler, *Working Women*, S. 570 ff.; Zumdick, *Hüttenarbeiter*, S. 256 ff., 259; Kleinberg, *Shadow*, S. 221 f.; Fischer-Eckert, *Lage*, S. 76 ff.

⁶⁵ AIS University of Pittsburgh, Heber Blankenhorn Papers, Folder 35: Intellectual environment of immigrant workers in the Pittsburgh District, by D.J. Saposs, a report prepared for the Commission, Bl. 2; Folder 38: Family budgets and living conditions, by Marian D. Savage, Bl. 2 f. Für das Ruhrgebiet siehe: Zumdick, *Hüttenarbeiter*, S. 237-239 u. S. 259.

timal erfüllen, war er doch so eingeeengt durch zusätzliche Betten, Gerätschaften und schmutzige Wäsche, daß die Frauen in ihrer Arbeit behindert wurden, und war er doch zu sehr Lager und Arbeitsraum, um Männer und „Schlafburschen“ von der temporären Flucht in die „private Öffentlichkeit“ der Kneipen und Vereine abzuhalten.⁶⁶

IV. Die Stahlarbeiterfamilie als strapazierte Kontaktsphäre „separierter Welten“

Im Wortsinne umrissen Tisch und Bett bereits den Großteil der Kontaktsphäre zwischen den Geschlechtern in Stahlarbeiterhaushalten. Oftmals sogar unterschied sich die Rolle des Familienvaters und Ehemanns gar nicht mehr so wesentlich von der der übrigen „Schlafgänger“, die der Haushalt aufgenommen haben mochte. So hieß es 1907 über eine slawische Stahlarbeiterfamilie in Homestead: „Upstairs in the second room were one boarder and the man of the house asleep. Two more boarders were at work, but at night would be home to sleep in the bed from which the others would get up.“⁶⁷ Ebenso beschränkte sich die – auch gesellschaftlich eingeforderte – manifeste familiäre Funktion des Familienvaters auf die Einkommensversorgung und hier in erster Linie auf die Tatsache, daß, nicht *wieviel* Geld er nach Hause brachte. „To make ends meet“, auszukommen mit dem, was da war, wiesen die Männergesellschaft an den Stahlstandorten und sozialreformerischen Beobachter der Verhältnisse *unisono* den Ehefrauen und Müttern als alleinige Aufgabe zu. Ungemessene Verpflichtungen bei Familienversorgung und Kinderbetreuung kontrastierten mit der finanziellen Abhängigkeit der Frauen von ihren Männern, die einherging mit ihrer Unterordnung unter die uneingeschränkte maskuline Autorität und die rigide Verhaltenskontrolle ihrer Umwelt, die an der Konstitution und Kleidung der Kinder, der Sauberkeit von Wohnung und Vorhängen und an der Erscheinung der Frau peinlich direkt ablesen konnte, ob diese ihre Verpflichtungen erfüllte. Dagegen stießen Eskapaden und Exzesse der Ehemänner auf verbreitetes Verständnis, solange sie ihrer Ernährerfunktion nachvollziehbar nachkamen. Arbeitslosigkeit, Trunksucht, Krankheit, Verletzungen und auch altersbedingte Arbeitsunfähigkeit zehrten an der patriarchalen Suprematie des Familienvaters; das Selbstbewußtsein der Frauen dagegen, unterminiert durch den Mangel an eigenen Erwerbschancen, stand unter dauerhafter Bedrängnis. So kann es nicht verwundern, daß die weiblichen Reaktionen auf diese Asymmetrie von der resignierten Anpassung an die Verhältnisse bis zur – auch gewalttätigen – Selbstbehauptung der gar

⁶⁶ Zahlen nach: Hoesch-Archiv, Bestand Hoesch El 1: Belegschaftsstatistik: Arbeiterzahl am 1. Januar 1893; für die USA: HCLA Pennsylvania State University, Harold J. Ruttenberg Collection, Box 9, File 16: The Steelworkers, Bl. 1 f.; AIS University of Pittsburgh, Heber Blankenhorn Papers, Folder 38: Intellectual environment of immigrant workers in the Pittsburgh District, Bl. 2: Von 41 interviewten Familien mußten in 31 2-5 Personen in jedem Raum schlafen, darunter auch in der Küche; Fischer-Eckert, Lage der Frauen, S. 40; AIS University of Pittsburgh, Heber Blankenhorn Papers, Folder 38: Family budgets and living conditions, by Marian D. Savage, Bl. 2 ff.

⁶⁷ Byington, Homestead, S. 145.

nicht so selten anzutreffenden „starken Mütter“ im Ruhrgebiet und in Pennsylvania reichten, welche den Mann einem „nicht-emanzipierten“ informellen häuslichen „Matriarchat“ unterwarfen und seine patriarchalen Ansprüche in die Sphäre des Betriebs und der Kneipen und Vereine abdrängten.⁶⁸

Die funktionale Fesselung der Frauen und Töchter an Familie und Haushalt spiegelte sich in einer asymmetrischen Moral, die die Männer – und die Jungen schon während der Zeit ihrer Adoleszenz – wesentlich laxeren Normen unterwarf als die von ihrem Umfeld strikt kontrollierten weiblichen Familienmitglieder. Voreheliche Sexualkontakte – auch im Kontext der freizeitlichen Gruppenkultur – waren die Regel für die Männer, für die Frauen dagegen nur dann legitim, wenn sich eine Heirat aus ihnen ergab. Außereheliche Kontakte des Mannes avancierten zum Gegenstand lebhaften nachbarlichen Klatsches, wurden aber nicht ernsthaft verdammt, solange die Familie als *ökonomische* Einheit intakt blieb. Und machte sich ein Mann in der Tat unmöglich oder vernachlässigte er seine Versorgungsfunktion, so verließ er in der Regel – ohne vorherige Scheidung – seine Familie und ließ Frau und Kinder nicht nur moralisch kompromittiert, sondern auch materieller Not ausgesetzt zurück.⁶⁹ Verlassene Frauen und auch Witwen in noch wenig fortgeschrittenem Alter – angesichts der horrenden Unfallzahlen in der Industrie keine seltene Erscheinung – waren in der Konsequenz oft darauf angewiesen, ihre Existenz durch die quasi „hauptberufliche“ Aufnahme von „Logierngästen“ zu sichern. Gerade diese bittere ökonomische Notwendigkeit aber wurde nicht selten von den Nachbarn moralisch stigmatisiert, deren phantasiebeflügelter Verdacht eines ausschweifenden „boarding house“-Lebens im Hof- und Straßenklatsch die Gestalt vermeintlicher Gewißheit annahm. Gleiches galt für die Partnerschaften ohne Trauschein, die sich aus einem außerehelichen Verhältnis oder auch aus dem Zusammenleben mit einem „boarder“ ergeben haben mochten und die zuweilen sogar anonym bei Polizei und Wohnungsverwaltung denunziert wurden.

Die extrem weitreichende „Separierung der Welten“ von Mann und Frau in den Stahlarbeitergemeinden des Ruhrgebiets und Pennsylvanias war nicht nur *Folge* der asymmetrischen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der Industrie. Vielmehr trug sie ihrerseits zur verstärkten Hierarchisierung der Geschlechterbeziehungen bei. Gerade wenn es der Hausfrau und Mutter gelang, den Erwartungen ihrer Umgebung zu entsprechen und die Last der täglichen Arbeiten, wie gefordert und empfohlen, vor der Heimkehr des Mannes erledigt zu haben, leistete sie damit unfreiwillig der Tendenz der Männerwelt und auch der weiteren Umwelt Vorschub, ihre Leistungen und die damit verbundene Überbeanspruchung zu ignorieren, ihre Arbeit als Selbstverständlichkeit, als der männlichen Erwerbsarbeit keineswegs gleichwertige natürliche Pflicht anzusehen. „[M]en seldom appreciate the worth of a devoted wife and look upon her many kind acts as a matter of duty“, konstatierte das *People's Monthly Magazine* be-

⁶⁸ Siehe Kleinberg, Shadow, S. 219 f.; dies., Technology, S. 71.

⁶⁹ Vgl. die Episoden bei: Bell, Out of This Furnace, S. 102 ff.; Kleinberg, Shadow, S. 220.

reits 1872. Und eine amerikanischstämmige Stahlarbeiterfrau aus Homestead diktierte 1910 Margaret F. Byington in die Feder: „The only time ‘the mister’ notices anything about the house is when I wash the curtains.“⁷⁰ Die „Separierung der Welten“, die den Zeitgenossen wie eine natürliche Ordnung erschien, machte es den Stahlarbeitern schwer, aber ließ es ihnen auch überflüssig vorkommen, sich in die Lage ihrer Frauen zu versetzen und zu ergründen, welche Mühsal hinter ihrer so lebensnotwendigen Arbeit stand:

She had to work hard, cooking, washing, scrubbing; and what pleasure did she ever get? Women had a hard time of it, Dubik said. Put yourself in her place. How would you like to live her life, eh? But that was beyond Kracha’s imagining and he had brushed it aside as nonsense. As well ask Elena how she would like to take his place in the gang. Since it was impossible there was no point in suggesting it.⁷¹

Störungen dieser als selbstverständlich betrachteten Routine dagegen waren in der Regel Auslöser von Streit und oft genug auch körperlicher Gewalt: „Some men complained bitterly if their meals were not ready when they came home and physically abused their wives for this outrage. Others demanded that their wives serve them no matter what the circumstance: whether they came home late or if their wives were sick.“⁷²

Neben Anzeigen wegen Verletzung der männlichen Versorgungspflicht wurden in Pittsburgh vor allem solche wegen körperlicher Mißhandlung gerichtsnotorisch – sicher nur die Spitze eines Eisbergs, da männliche Gewalt in der Geschlechterbeziehung in der Mehrzahl der Fälle wohl fatalistisch als unvermeidliche Schattenseite der Ehe hingenommen wurde. So antwortete eine slawische Stahlarbeiterfrau auf die Frage, ob ihr Mann sie schlage, lakonisch mit dem Zitat eines russischen Sprichworts: „Doesn’t beat, doesn’t love.“⁷³ Ein gewisses Maß an Gewalt gegenüber der Frau und der Familie dürfte nicht zuletzt in der Männergesellschaft der Stahlgemeinden als Ausdruck maskuliner Selbstbehauptung toleriert und sogar erwartet worden sein. Vor diesem Hintergrund kann nicht verwundern, wenn Stahlarbeiterfrauen ihre Erwartungen an die Partner illusionslos auf defensiv-instrumentelle Ideale zurücknahmen. So war für eine interviewte Ehefrau ein „guter Ehemann“ bereits jemand, der schonend mit seiner Kleidung umging, nicht übermäßig trank und „am Washtag ohne zu Grollen ein kaltes Abendessen“ akzeptierte.⁷⁴

Daß neben dieser enormen Belastung und unter oft miserablen Ernährungs- und hygienischen Bedingungen Kinder geboren wurden und versorgt werden mußten, zehrte weiter an der Konstitution der Stahlarbeiterfrauen und an der Substanz der Familien. Die „condition féminine“, die „vorzeitige körperliche

⁷⁰ People’s Monthly Magazine, Mai 1872; Kleinberg, Shadow, S. 210 ff.; dies., Technology, S. 67 ff.; Byington, Homestead, S. 108.

⁷¹ Bell, Out of This Furnace, S. 22.

⁷² Kleinberg, Technology, S. 69 f.

⁷³ Kleinberg, Shadow, S. 219 ff., 376, Anm. 110; Alexis Sokoloff: Medieval Russia in the Pittsburgh district, in: Paul Kellogg (Hg.): Wage-earning Pittsburgh, New York 1914, S. 89.

⁷⁴ Kleinberg, Technology, S. 69 f.

Abnutzung aufgrund einer vielfältigen gleichzeitigen Belastung als Frau, Mutter, Köchin (trotzdem war [die Frau und Mutter] die oft am schlechtesten Ernährte der ganzen Familie), Magd, Wäscherin und qualifizierten Arbeiterin“,⁷⁵ war sicher die Hauptursache der enormen Säuglingssterblichkeit in den schwerindustriellen Regionen, die zwischen 20 und 40 v. H. betrug, und die es im Grunde eher als die Situation der Frauen selbst war, die die Sorge und das reformerische Interesse der bürgerlichen Sozialreformer genuin auf sich gezogen hatte.⁷⁶ Geburten und Kindersterblichkeit zehrten die Stahlarbeiterfrauen körperlich und emotionell aus, jedes weitere Kind in nicht erwerbsfähigem Alter belastete das ohnehin angespannte Familienbudget zusätzlich. Trotzdem gab es in diesen Regionen überproportional viele Familien mit extrem hoher Kinderzahl, und ebenso viele Frauen verbrachten von ihrer Heirat im durchschnittlichen Alter von 23 Jahren an ihre gesamte fertile Lebensphase mit einer schier endlosen Serie von Schwangerschaften und Geburten. Dieses generative Verhalten ist verschiedentlich als eigenständiger „schwerindustrieller“ Typus in Transformation, als „archaisch“ im Sinne eines „entwurzelten“ agrarischen und im industriellen Kontext irrationalen Gepräges, bezeichnet worden. Jedoch legt die Tatsache einer innerhalb einer Generationenspanne von rd. 30 Jahren (zwischen 1880 und 1910) in beiden Untersuchungsregionen zu beobachtenden deutlichen Senkung der durchschnittlichen Größe von Stahlarbeiterfamilien eine andere, zumindest differenziertere Lesart nahe⁷⁷:

Gerade *im Gegensatz* zu den agrarischen Herkunftsmilieus vieler Erstzuwanderer zu den Stahlregionen bewirkte die dortige Arbeitsmarktstruktur auf der „Anbieterseite“ zunächst eine *Entkoppelung* von Familienökonomie und Kinderzahl, da weder Qualifizierungsrücksichten des Mannes noch Erwerbsaussichten der Frau unmittelbar eine präventive Beschränkung der Geburten nahelegten. Schwangerschaften, Geburten und Kindestod wurden in diesem Kontext vielmehr als schicksalhaft gegeben, als unausweichliche, natürliche Begleitscheinung der Ehe, hingenommen. Strukturelle Nachteile und progressive Belastungen ergaben sich quasi erst im Laufe der Zeit auf der „Nachfrageseite“ der Konsumenten, wenn nämlich die Decke eines relativ inelastischen Einkommens mit jedem zusätzlichen Familienmitglied allmählich immer dünner zu werden drohte. Dann aber war es für die betreffende Familie natürlich längst zu spät für eine grundsätzliche Korrektur des Kurses. Für die Söhne und Töchter der Stahlarbeiterfamilien erster Generation dagegen scheint dieser Zusammenhang aus eigener Erfahrung unmittelbar deutlich geworden zu sein; diese Generation, die sich freilich mit neuen Erstzuwandererwellen überlagerte, reagierte auf die Erwerbsbedingungen in den schwerindustriellen Regionen denn auch überaus rasch und deutlich mit einer signifikanten Beschränkung der Kinderzahl. Das re-

⁷⁵ Zit. in: Ritter/Tenfelde, Arbeiter, S. 572 f.

⁷⁶ Das ist der Tenor bei: Fischer-Eckert, Lage, S. 114 ff. u. ö., sowie bei: Byington, Homestead, passim.

⁷⁷ Vgl. Kleinberg, Shadow, S. 207 ff., für die amerikanische, Fischer-Eckert, Lage, S. 119 ff., für die deutsche Seite.

flektiert das ungemein breite Spektrum der Familiengrößen, das die Studien Li Fischer-Eckerts, Margaret F. Byingtons und anderer amerikanischer Sozialwissenschaftler nachweisen, ohne jeden Zweifel. Nur die weiterhin massive Zuwanderung neuer berufsfremder Bevölkerungsgruppen in die Stahlregionen streckte daher den Trend auf die erwähnten rd. 30 Jahre und verdeckte damit vielfältige kürzere Anpassungszeiten in den an Zahl jedoch rasch zunehmenden Stahlarbeiterfamilien der zweiten Generation.⁷⁸

Die gesundheitlichen Belastungen und nicht selten tödlichen Gefahren der Schwangerschaften weisen auf die existenzielle Dimension hin, die den die Stahlarbeiterfamilie vielleicht stärker als andere proletarische Familientypen kennzeichnenden strukturellen Widerspruch prägten: die Konfrontation zwischen ihrer Funktion als Reproduktionsbetrieb für die männliche Arbeitskraft und als affektiver Halt und partnerschaftliche Bindung für alle Familienangehörigen. Zwangsläufig hemmten diese Funktionen einander, zwangsläufig auch schaukelte dieser Widerspruch Belastungen auf. Er schuf Spannungen zwischen den Partnern, die in Streit, Gewalt und dem (in der Regel männlichen) Ausbrechen in den Rausch und in den Exzeß eruptieren konnten. Die volle Verantwortung für diesen nahezu unmöglichen Spagat zwischen einander ausschließenden Anforderungen wiesen die Stahlarbeiter, Nachbarschaften, Verwandtschaften, Unternehmen und bürgerlichen Sozialreformer in einer eigentümlichen Koalition *unisono* ausschließlich den Frauen zu:

Die Basis unserer Wirtschaftsordnung bildet die Familie, in ihr wurzelt die Kraft unseres Volkes, von ihrem Wohl oder Wehe hängt das Aufwärts- oder Abwärtsschreiten unserer Nation ab. Den Mittel- und Angelpunkt der Familie aber bildet die Gattin und Mutter. Von ihrer Fähigkeit hauszuhalten hängt es ab, ob der Verdienst des Mannes so eingeteilt und verwendet wird, daß das leibliche und geistige Wohl der Familienmitglieder gleichmäßig berücksichtigt wird. Sie ist es, die den Kindern das Vaterhaus zu dem lebendigen Symbole aller guten Geister stempelt, das ihnen auch dann noch, wenn sie der Gewalt und Aufsicht der Eltern entronnen, in seiner lebendigen Vorstellung und Erinnerung an dieses einen unsichtbaren Schutz gegen Versuchungen und Laster bieten soll. Nur dann hat das viel mißbrauchte Wort von der Heiligkeit der Ehe eine praktische Bedeutung, wenn innerlich und äußerlich die Bedingungen gegeben sind, die das Zusammenleben der Menschen zu einem 'Heim' gestalten.⁷⁹

Nur wenn die Frau den Haushalt reibungslos versorge und als Heim attraktiv halte, wenn sie den Kindern gebührend Aufmerksamkeit schenke und daneben immer dem Ehemann Partner in jeder Beziehung sei und sich ihm dabei als „forgiving, gentle, and considerate [wife]“ unterordne, sei eine Existenz der Familie gewährleistet, die „less crime and vice, less ruined characters and stained consciences, less misery and wretchedness, more Godliness, more happiness“ auszeichneten.⁸⁰ Die Stahlarbeiterfrau wurde – quasi als „Rollenmodell“ – von

⁷⁸ Ebd.; Byington, *Homestead*, S. 118 ff., 145 ff.; AIS University of Pittsburgh, Heber Blankenhorn Papers, Folder 38: Family budgets and living conditions, by Marian D. Savage, Bl. 2 f.; HCLA Pennsylvania State University, Harold J. Rutenberg Collection, Box 9, File 16: The Steelworkers, Bl. 1 f.

⁷⁹ Fischer-Eckert, *Lage*, S. 2.

⁸⁰ *National Labor Tribune*, 9. 7. 1881; 1890; 22.3.1900.

allen Seiten glorifiziert. In ihrem verzweifelten Bemühen, sich diesem Ideal anzunähern oder sich von ihm nicht noch weiter zu entfernen, wurde sie jedoch völlig alleingelassen und darüberhinaus für alle Folgen und auch für ein etwaiges Scheitern familiärer Integration, deren Aufrechterhaltung ausschließlich auf ihren Schultern lag, verantwortlich gemacht. Wie selbstverständlich umfaßte das Ideal der „sanften, folgsamen und nachsichtigen Frau“ auch die Erwartung, die Konsequenzen männlicher Eskapaden auszubügeln, ihrem Mann kompromißlos den Rücken zu stärken, auch wenn sein Verhalten die Familie besonders belastete, und ihn wenn nötig klaglos nach der Safttour am Zahntag aus der Gosse zu lesen, nach Hause zu schaffen und zu pflegen.⁸¹ Die Zeitgenossen waren fest davon überzeugt, daß unglückliche Ehen, die die Männer in den Rausch trieben oder gar in außereheliche Verhältnisse, aus der Verletzung der unterwürfigen Eherolle durch die Frau resultierten oder aus ihrer Vernachlässigung von Hausarbeit und Kindererziehung. Die Verantwortung für zerrüttete Verhältnisse liege ganz überwiegend bei den „shiftless women, who made untidy homes, who raised careless children, and whose life was metaphorically speaking spent in a wrapper and curl papers....“⁸² Die reformerisch gesinnten Sozialwissenschaftler beiderseits des Atlantik sahen die existenziellen Probleme wohl, die der weiblichen Erfüllung all dieser widerstreitenden Anforderungen entgegenstanden. Die *Position* der Stahlarbeiterfrauen in diesem konfliktträchtigen Beziehungsnetzwerk hinterfragten sie freilich ebensowenig wie die der Männer, und industrielle Reformen, etwa in der Form von Arbeitsverkürzungen und der Anerkennung kollektiver Interessenvertretung, blieben in ihrem Vorschlagskatalog zur Verbesserung der Verhältnisse nachgeordnet. Vielmehr drängte man auf eine systematischere Ausbildung der Frauen für ihre *angestammte Rolle*, wollte man die *Bewältigungskapazität* der Frauen steigern, ihre Hausarbeit rationalisieren, um sie zu befähigen, den schwierigen Spagat zwischen Hausarbeit und Partnerschaft doch noch zu schaffen. Adaption an widersprüchliche Bedingungen stand auf ihrer Agenda, nicht deren Veränderung.⁸³

Der prosaische, oft krisenhafte und angespannte Familienalltag bot gerade nicht die Souveränität, Unabhängigkeit und selbstbestimmte Privatheit, die die Partner mit ihrer Eheschließung und Haushaltsgründung angestrebt hatten. Man sah sich wenig, war von den Anforderungen der jeweils eigenen Sozialsphäre weitgehend absorbiert, das eigene Heim entpuppte sich in der Regel als überfüllte, dumpfe Werkstatt im Kleinen. Kinder und „Schlafgänger“ beschnitten die gerade gewonnen geglaubte Intimität und Unabhängigkeit schnell aufs neue: Partnerschaft reduzierte sich unter der Last der Arbeit und der Knappheit der Mittel auf ihre instrumentelle Seite, Sexualität wurde wieder in Verstoßenheit und Beiläufigkeit abgedrängt. Die Männer konnten mit temporärem Ausbruch aus der erdückenden Enge der Familienexistenz reagieren, die Frauen nicht.

⁸¹ Kleinberg, Shadow, S. 223 f.

⁸² National Labor Tribune, 9. 7. 1881; 1890; Kleinberg, Shadow, S. 223 f.

⁸³ Das ist der Tenor bei: Fischer-Eckert, Lage, und: Byington, Homestead.

Aber oft genug machten sie für die Bedrückungen des Familienlebens den Partner verantwortlich und entluden aufgestaute Frustration in Aggression und Gewalt. Zwischen den Männern mit ihrem arbeitsbedingten Bedürfnis nach „augenblicksorientiertem“ Erlebnis und den Frauen mit ihrer Überlastung und übermächtigen Verantwortung für das Wohlergehen der Familie klaffte ein manifester Interessengegensatz, der Spannungen schuf und Konflikte provozierte: Jede Summe, die der Mann vertrank, fehlte in der Haushaltskasse, jeder Geschlechtsverkehr war für die Frau mit der Angst vor neuerlicher Schwangerschaft verbunden. Umgekehrt sahen sich die Männer, mit Vorwürfen konfrontiert, in ihrem elementaren Bedürfnis nach Kompensation der industriellen Belastungen ungebührlich verletzt: Verstärkte Ausbruchsversuche und innerfamiliäre Gewalt waren verbreitet Symptome dieses Dilemmas.⁸⁴ Ungeachtet ihrer eigenen Persönlichkeitsveränderungen unter dem Druck der Arbeit sahen die Männer die unübersehbaren Spuren, die die permanente Überbeanspruchung bei ihren Frauen hinterließ, und die reserviert-abwehrende, auf das Durchbringen der Familie ausgerichtete Disposition ihrer Partnerin als Nachlässigkeit und Unbotmäßigkeit an, die sie nicht akzeptierten. Wenn es der Frau nicht gelang, sich außer als emsige und dienstbare „Haushaltsmanagerin“ auch als gehorsame, ausgeglichene Kameradin und als attraktive Sexualpartnerin zu präsentieren, dann lief sie Gefahr, sich dem schroffen Unmut des Mannes und auch seinen aggressiven körperlichen Reaktionen auszusetzen:

All true; and it was, as Kracha saw it, likewise true that Elena was a skinny, unpretty creature whose mere lack of energy was enough to drive a man to drink. 'What the devil's the matter with you?' Kracha exclaimed once, exasperated beyond endurance. 'You go around here like someone dug out of a grave.' She put the soup bowl on the table. 'I'm tired. I washed all day.' 'My fine lady is always tired. When we get rich I'll hire a girl and you can do nothing but sleep.' And once, a little the worse for whisky and the inflaming talk of the bunkhouse, he sat on the edge of her bed and as she passed to blow out the lamp he caught her wrist. 'Let the lamp be.' She pulled back. 'Let me go. I do not feel good.' 'You never feel good.' 'My back hurts.' 'I have a cure for that.' 'Djuro, let me go. You will wake the children.' He held her without effort while he studied her. [...] He stared at her and hated her, less for what she was than because desire drove him to her and she, unbeautiful, unresponsive, whining, made it a bitter taste in his mouth. 'Look at you.' He jerked her to him and his free hand prodded her limp breasts, her skinny flanks. 'You call yourself a woman? Bag of bones!' And he pushed rather than struck her so heavily that she fell against the trunk. As she began to cry he rolled over into bed.⁸⁵

So spricht viel für eine eher distanzierte, maskulin besitzergreifende, konsumtive, zuweilen brutal sich vermeintliches Recht verschaffende Haltung der Stahlarbeiter zu Partnerschaft und Familie, die nicht zuletzt in weiten Bereichen zudem von den „männlichen“ Erwartungen an sie getragen und motiviert war, die die „peer group“ von Kollegen, Freunden und Nachbarn – von „außen“ – an sie richtete. Und wenn dennoch die Mehrzahl der Stahlarbeiterfamilien beisammen-

⁸⁴ Vgl. auch: Eva Brücke: „Und ich bin heil da rausgekommen.“ Gewalt und Sexualität in einer Berliner Arbeiternachbarschaft (1916/17-1958), in: Werkstatt Geschichte Heft 4 (1993), S. 20-32.

⁸⁵ Bell, *Out of This Furnace*, S. 22 f.

blieb und Beobachter von zahlreichen Beispielen leidlich funktionierender Beziehungen berichteten, so deutete dies auf ein durch ökonomische Notwendigkeiten diktiertes Arrangieren, aber darüberhinaus auch auf die beträchtliche Lebensenergie hin, mit der die Männer und Frauen in den Stahlregionen unter diesen erdrückenden Spannungsbeziehungen ein Mindestmaß an Intaktheit ihrer Familienverhältnisse zu ertrotzen versuchten.⁸⁶

Die temporären Fluchten aus der Enge des Heims und der Drangsal des Alltags waren ein männliches Privileg, das für die Männer in der Tat Kompensation und Entspannung verhieß, für die Beziehungen in der Familie aber gleichermaßen entlastend wie belastend wirkte. Der Kneipenbesuch, die Mitgliedschaft in Vereinen und ethnischen Logen (später auch in gewerkschaftlichen Organisationen), der Besuch von Sportveranstaltungen und Konkurrenzen, bei denen leidenschaftlich gewettet wurde – all dies waren dezidiert männliche Zerstreuungen, von denen die Frauen in aller Regel explizit ausgeschlossen blieben.⁸⁷ Die Entspannung und Geselligkeit, die die Stahlarbeiter in ihrer Freizeit-Männergesellschaft fanden, war daher mit einer weiteren Vertiefung der Trennung zwischen den Geschlechtern erkaufte. Auch hier bildete die Gründung des eigenen Haushalts gewissermaßen die entscheidende Zäsur, von der an die Beziehung zwischen den Geschlechtern – mit jedem weiteren Kind zunehmend – ihre charakteristische Gestalt annahm: In Hamborn, konstatierte Li Fischer-Eckert 1911, nahmen nur unverheiratete oder jung verheiratete Frauen an außerhäuslichen Vergnügungen teil, „die Mutter hält sich im allgemeinen fern.“ Neben den Familienvätern, soweit es ihre Schichtzeiten zuließen, seien es fast ausschließlich die „unverheirateten Burschen und die jung verheirateten Paare [...], die sich am Vereinsleben beteiligen.“⁸⁸ Allenfalls die Stiftungsfeste und Bälle der Vereine und Logen, auf deren Besuch hin man lange sparte, und die Feiertage und Familienfeste, in beiden Regionen rauschhaft zelebrierte Festivitäten, die man großzügig ausstattete, die jedoch auch eine besonders arbeitsaufwendige Vorbereitung erforderten, boten Gelegenheiten für die Frauen, der Treitmühle ihrer Routine vorübergehend zu entfliehen. Ganz allmählich nur verbreiterten seit der Jahrhundertwende Vorformen des Massenkonsums und einer sich kommerzialisierenden Massenkultur, die neben die seltenen aber umso beliebteren Volksfeste und Kirmessen traten, das Spektrum der Freizeitmöglichkeiten, die dem gesamten Familienverband offenstanden. Der Einkauf am Samstag wurde zumindest teilweise gemeinsam erledigt; der Bummel im Sonntagsstaat an den wenigen freien Wochenendtagen war ebenfalls häufig Sache der ganzen Familie. Tanzhallen, Eislaufstadien und Schaubühnen blieben eine jugendliche, Billardsäle, Kneipen und glücksspielbetreibende „speak-easies“ eine männliche Domäne; die Nickelodeons und ersten Kinos dagegen, die freilich in den USA früher entstanden als in Deutschland, avancierten zu Treffs für alle Familienmitglieder:

⁸⁶ Kleinberg, Shadow, S. 223 f.; Fischer-Eckert, Lage, S. 82-95, 112 ff. u.ö.

⁸⁷ Kleinberg, Shadow, S. 225 ff.

⁸⁸ Fischer-Eckert, Lage, S. 132 f.

Men on their way home from work stop for a few minutes to see something of life outside the alteration of mill and home; the shopper rests while she enjoys the music, poor though it be, and the children are always begging for five cents to go to the nickelodeon. In the evening the family often go together for a little treat.⁸⁹

Für die verheirateten Frauen und Mütter überwog jedoch bei weitem die Erfahrung drückender Isolation, die sich aus ihrer übermächtigen Arbeitslast und aus ihrer Fesselung an Haushalt und Familie ergab. Die Beschränkung ihres persönlichen Lebens auf den ewigen Kreislauf der Hausarbeiten und die Reduzierung sozialer Bindungen auf ihre materielle und instrumentelle Funktion lasse die Welt dieser Frauen in einem Maße schrumpfen, schrieb Li Fischer-Eckert, das „seelischem Selbstmord gleichkommt.“⁹⁰ Übereinstimmend berichteten Beobachter aus den Stahlgemeinden des Ruhrgebiets und Pennsylvanias, daß nachbarschaftliche Beziehungen unter den Frauen überraschend schwach ausgeprägt waren. Zum Teil lag das an der enormen Fluktuation in den Wohnvierteln und Kolonien dieser Zeit, die Kontakte immer wieder zerriß und immer neue Fremde in das unmittelbare Lebensumfeld brachte; zum Teil auch war ganz einfach die Zeit zu knapp für mehr als den gelegentlichen Klatsch an der Wasserpumpe, an der Wäscheleine oder im Kolonialwarenladen. Zwar half man sich zuweilen in Notsituationen wie Krankheit, Entbindung und Todesfall oder im Vorfeld von Familienfesten; enge persönliche Freundschaften unter Nachbarinnen oder gar eine weibliche „Gegensolidarität“ gegen die Belastungen einer männlich dominierten Umwelt scheint es jedoch nicht einmal in Ansätzen gegeben zu haben.⁹¹ Zur Isolation der Stahlarbeiterfrauen trug die Fremdheit der Zuwanderungssituation, die sich mit der Haushaltszentrierung des Lebenskreises nachteilig verband, wesentlich bei, vor allem wenn sie – wie in Hamborn und in Pittsburgh – durch eine ethnisch segregierte Umwelt noch gesteigert wurde. Die Abschottung von der Außenwelt infolge der zeitfressenden Arbeitslast und die Selbstisolation durch Kontaktvermeidung gegenüber anderssprachigen Personen verstärkten sich wechselseitig; oft über Jahre kamen Zuwandererfrauen der ersten Generation nicht aus dem engen Radius der ethnischen Ghettos in unmittelbarer Nachbarschaft der Werke hinaus, die somit ihren ganzen Horizont bildeten. Kontaktarmut bremste Assimilation und das Erlernen der Landessprache, anders als bei den Männern, für die Betrieb und Freizeitsphäre *auch* Orte des Lernens und der gruppenübergreifenden sozialen Kontakte waren. Dies änderte sich jeweils erst für die Frauen der zweiten Generation, die bereits in den Stahlgemeinden sozialisiert worden waren und dort auch die Schule besucht hatten. Und obwohl Stahlarbeiterfrauen, wenn es sich zeitlich einrichten ließ, eifrige Kirchenbesu-

⁸⁹ Byington, *Homestead*, S. 111; vgl. allgemein zur Kommerzialisierung der „Volkskultur“ zur „Massenkultur“: Couvares, *Triumph of Commerce*; Roy Rosenzweig: *Eight Hours For What We Will: Workers and Leisure in an Industrial City, 1870-1920*, New York 1983. Für das Ruhrgebiet: Kosok, *Arbeiterfreizeit und Arbeiterkultur*, S. 285-287.

⁹⁰ Fischer-Eckert, *Lage*, S. 133.

⁹¹ Vgl. Fischer-Eckert, *Lage*, S. 135 f.; Byington, *Homestead*, S. 160 ff.; Kleinberg, *Shadow*, S. 229 f., S. 379 f., Anm. 168, 169.

cherinnen waren, erlangte auch diese Institution nur wenig Bedeutung als potentieller Integrationsfaktor: Sicher hatte der Kirchenbesuch eine soziale Funktion und stellte eine – freilich flüchtige – Geselligkeit her; eine weibliche „Gegenöffentlichkeit“ schuf er jedoch nicht:

Die Frauen bringen auch der Kirche nichts anderes entgegen, als die gewohnheitsmäßige Achtung, die ihnen von Kindheit auf selbstverständlich ist. Die Katholikinnen, die in großer Überzahl in der Gemeinde vorhanden sind, gehen in die Kirche, weil es ihnen Gebot ist und die wenigen Protestantinnen, die ich traf, verhielten sich flau und ablehnend. Die katholischen Frauen sind fast alle im Mütterverein organisiert, der aber, soviel ich durch Fragen ermitteln konnte, keinen anderen Zweck zu haben scheint, als daß die Mitglieder den verstorbenen Mitgliedern die letzte Ehre erweisen. Besonders die Polinnen halten viel auf diesen Verein, wie sie überhaupt viel öfter als vorgeschrieben zur Kirche gehen: mir scheint aber auch hier die Beobachtung der äußeren Form das religiöse Leben auszufüllen.⁹²

Nicht selten schließlich schlug das separate Ausbrechen der Männer aus der Arbeits- und Familienroutine, das die Frauen umso einseitiger in dieser Familienroutine einkapselte, im Wortsinne auf die Familien zurück. Nicht nur für Stahlarbeiterfamilien, sondern für anscheinend viele proletarische Familientypen, gerade wenn ihre Struktur asymmetrisch war, ist belegt, daß besonders nach der nächtlichen Heimkehr der Männer von Zechtouren, etwa am Zahlabend, männliche Gewalt an der Tagesordnung war.⁹³ Die wechselseitige Aufschaukelung von Trunkenheit und „peer group“-Rollenverhalten scheint diese regelmäßigen Eruptionen männlicher Aggressivität begünstigt zu haben; ihre unbewußte Motivation dürfte in der Frustration der Männer gelegen haben, in die Enge und Drangsal des Alltagslebens zurückkehren zu müssen, als deren Verkörperung ihnen ihre Ehefrauen erschienen, was sich mit der Demonstration maskuliner Machtansprüche und einer männerkulturell legitimierten besitzergreifenden Sexualität zu einer explosiven Mischung verband. Für die Frauen bedeutete dies zusätzliche psychische Bedrängnis: zu dem „völlige[n] Sichbeugenmüssen unter den materiellen Bedarf des Lebens“ als „Haushaltsmanagerin“ kam bei diesen Gelegenheiten die ohnmächtige Erfahrung ihrer Abhängigkeit vom Mann und ihrer drastischen Degradierung als Ehefrau und Persönlichkeit noch dazu.⁹⁴

V. Die Stahlarbeiterfamilie: Wie typisch ist der Typus?

Die Familien von Stahlarbeitern im Ruhrgebiet und in Pennsylvania besaßen eine extrem ausgeprägte „asymmetrische“ Struktur, die auch die Machtverteilung in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern höchst einseitig bestimmte. Die Stahlindustrie war eine reine Männerindustrie, das Angebot an Erwerbsstellen für die Frauen und Töchter blieb an den Stahlstandorten dauerhaft knapp. Die Industrie „kolonisierte“ die „asymmetrischen Familien“ stillschweigend, in-

⁹² Fischer-Eckert, Lage, S. 135; vgl. auch: Kleinberg, Shadow, S. 228 f.

⁹³ Brücker, Gewalt, S. 22 ff.

⁹⁴ Fischer-Eckert, Lage, S. 134.

dem sie die Aufgaben der aufwendigen Reproduktion der männlichen Arbeitskraft bei extrem ausgedehnten Schichtzeiten und übermäßigen physischen und psychischen Belastungen ausschließlich den Frauen zuwies. Im Grunde genommen war der Verdienst der Stahlarbeiter kein echter „Ernährerlohn“, der dieses Arrangement hätte zumindest vordergründig legitimieren können; als „Soglohn“ für ledige junge Berufsneulinge und Zuwanderer erzwang er von den Frauen geradezu die Kompensation materieller Knappheit durch unverhältnismäßig ausgedehnte und intensive eigene Arbeit im Haushalt und band sie auf diese Weise informell in ein industrielles System ein, dessen Funktionieren von dieser ungemessenen und unbezahlten Frauenarbeit existenziell abhing. Die übermächtige Bürde der Hausarbeit, das Abwerten von Schwangerschaften und Kinderbetreuung zu wenig anerkannten und doch physisch wie psychisch höchst belastenden „Nebenaufgaben“, männlichkeitskultischer „proletarischer Antifeminismus“ und die Widersprüche zwischen den Funktionen der Familie als Reproduktionsbetrieb für die männliche Arbeitskraft und als emotionale und sexuelle Beziehung zwischen den Geschlechtern setzten die Geschlechterbeziehungen in den Stahlarbeiterfamilien des Ruhrgebiets und Pennsylvanias ständigen Zerreißproben aus. Die materielle Abhängigkeit der Frauen, die nahezu vollständige „Separierung“ männlicher und weiblicher Sozialsphären, die tendenzielle Isolation der Frauen und ein erhebliches Maß an Spannungen und Gewalt resultierten aus dieser Familienstruktur und schufen extrem belastende Bedingungen, denen sich die Mehrheit der Familien dennoch eine Existenz abtrotzen mußte.

Dieser Familientypus steht im auffälligen Kontrast zu den protoindustriellen und exporthandwerklichen Produktionsfamilien des 19. Jahrhunderts mit ihrer tendenziellen Aufweichung der Geschlechterstereotype. Auch die textilindustriellen Familien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts scheinen von einer wenn auch nicht gleichberechtigten, so doch ausgeglicheneren Beziehung zwischen den Geschlechtern geprägt gewesen zu sein.⁹⁵ Jedenfalls trennten die Stahlarbeiterfamilien Welten von dem partnerschaftlichen, emanzipierten Miteinander, das Karin Hagemann für die Familien gelernter Arbeiter in Werkstattindustrien der 1920er Jahre beschrieben hat.⁹⁶ Dagegen werden sich die Verhältnisse in den Stahlregionen von denen in anderen Gewerberegionen, je deutlicher diese eine „asymmetrische Familienstruktur“ begünstigten, lediglich graduell unterschieden haben.⁹⁷ Gleichwohl stellt die Stahlarbeiterfamilie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts einen Extremfall dieses Typus dar.

⁹⁵ Vgl. Tamara Hareven: *Family Time and Industrial Time. The Relationship Between the Family and Work in a New England Industrial Community*, Cambridge 1982. Für Deutschland vgl. neben Canning, *Gender, die Zusammenstellung zeitgenössischer Zeugnisse: Alf Lütke (Hg.): Mein Arbeitstag – mein Wochenende: Arbeiterinnen berichten von ihrem Alltag 1928*, Hamburg 1991.

⁹⁶ Karin Hagemann: *Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik*, Bonn 1990.

⁹⁷ Brücker, *Gewalt*, beschreibt ein Berliner Arbeitermilieu, das neben einer „asymmetrischen Familienstruktur“ vor allem durch die Enge und Nähe der Mietskaserne geprägt war.

Trotz ihrer strukturellen Verwandtschaft zum Familientypus der Stahlarbeiter scheinen Bergarbeiterfamilien zumindest von einer graduell stärkeren Einbindung in solidarische Nachbarschaftsbeziehungen profitiert zu haben. Die kürzere Arbeitszeit der Bergleute und ihr ethnisch noch eindeutiger geprägtes, noch ausschließlicher kolonieartiges Siedlungsmuster mögen hierzu beigetragen haben. Ich möchte jedoch die These vertreten, daß die Kontinuität solidarischer Arbeitsplatzbeziehungen im Bergbau, die durch ethnische Gruppenbeziehungen teils unterminiert, teils aber auch gestärkt wurden, als die entscheidende Integrationsklammer fungierte, die die Bergleute im Betrieb wie in ihren außerbetrieblichen Lebenszusammenhängen aneinander band.⁹⁸ Nur weil es diese Solidarnetze im Betrieb in dieser Stärke und Zähigkeit gab, konnten sie in die Haushalte exportiert werden und dort zu einer kollektiven Ressource avancieren, die umgekehrt in die Betriebe zurückwirkte. In der Stahlindustrie des „Drive“-Systems dagegen verstärkten sich betriebliche und lebensweltliche Atomisierung wechselseitig und setzten die Familien dem ungefilterten Druck der industriellen Belastungen aus. Aber auch als seit den frühen 1920er Jahren neue betriebliche Solidarstrukturen in den Hüttenwerken beiderseits des Atlantik entstanden, blieb die familiäre Sphäre der Stahlarbeiter eigentümlich wenig davon berührt. Die übermäßige Bürde der industriellen Belastungen mochte in den folgenden Jahrzehnten spürbar abnehmen; in die betriebsbezogene Männerwelt der Arbeitsgruppen und ihrer Organisationen wurden die Stahlarbeiterfrauen des Ruhrgebiets und Pennsylvanias nach wie vor nur begrenzt, punktuell und vermittelt integriert – und auch weiterhin kulturell und symbolisch auf Distanz gehalten.⁹⁹ In Ansätzen läßt sich die autoritär-patriarchalische Grundstruktur dieser Beziehungsform zwischen den Geschlechtern in den mittlerweile ökonomisch hart bedrängten schwerindustriellen Gemeinden des Ruhrgebiets und Pennsylvanias selbst heute noch nachweisen.

⁹⁸ Brüggemeier/ Niethammer, Schlafgänger; Franz-Josef Brüggemeier: Bedürfnisse, gesellschaftliche Erfahrungen und politisches Verhalten: Das Beispiel der Bergarbeiter im nördlichen Ruhrgebiet gegen Ende des 19. Jahrhunderts, in: SOWI 6 (1977), S. 152-159; ders.: Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889-1919, München 1983; Jutta de Jong: „Wir müssen ja auch hungern, wenn ihr arbeitet!“ Zur Rolle der Bergarbeiterfrauen in den großen Streiks zwischen 1889 und 1912, in: Karl Ditt/Dagmar Kift (Hg.): 1889. Bergarbeiterstreik und Wilhelminische Gesellschaft, Hagen 1989, S. 69-86, 220-224; dies.: „Sklave“ oder „Hausdrache“? Frauen in Bergarbeiterfamilien, in: Bernd Faulenbach/Günter Högl (Hg.): Eine Partei in ihrer Region. Zur Geschichte der SPD im Westlichen Westfalen, 2. Aufl., Essen 1988, S. 45-50.

⁹⁹ Vgl. Welskopp, Arbeit, Kapitel IV. 4, IV. 8.